

H
83
.S385
AUX
STOR
1

Heft 7

Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz

Vergangenheit und Zukunft der Sozialwissenschaften

Von

Dr. Joseph Schumpeter

Professor der Politischen Ökonomie an der Universität Graz



lag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1915

Schriften des Sozialwiſſenſchaftlichen Akademiſchen Vereins in Czernowitz.

Bisher erſchienene Hefte:

Heft II.

Wie ſtudiert man Sozialwiſſenſchaft?

Von Prof. Dr. Joseph Schumpeter. Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Heft IV.

Soziale Moral in China und Japan.

Von Ernſt Viktor Zenker, Reichsratsabgeordneter. Preis 1 Mark.

Heft V.

Der Krieg im Wandel der Jahrtauſende.

Von Prof. Dr. Hans R. v. Friſch. Preis 1 Mark.

Heft VI.

Weſen und Ausſichten des bürgerlichen Radikalismus.

Von Eduard Bernſtein, Mitglied des Deutſchen Reichstags. Preis 1 Mark.

Heft VII.

Vergangenheit und Zukunft der Sozialwiſſenſchaften.

Von Prof. Dr. Joſeph Schumpeter. Preis 3 Mark.

Heft VIII.

Nationalgefühl und Staatsgefühl.

Von Prof. Dr. Alfred Amonn. Preis 1 Mark.

In Vorbereitung befinden ſich folgende Hefte:

Heft I.

Die Aufgaben der Sozialpolitik im öſterreichiſchen Oſten, insbeſondere in der Bukowina.

Mit beſonderer Beleuchtung der Juden- und Bauernfrage. Von Prof. Dr. Eugen Ehrlich. Vierte Auflage.

Heft III.

Chriſtentum und Sozialismus.

Von Dr. Ludo M. Hartmann, Privatdozent an der Univerſität in Wien. Dritte Auflage.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Schriften des Sozialwissenschaftlichen
Akademischen Vereins in Czernowitz.
Heft VII.

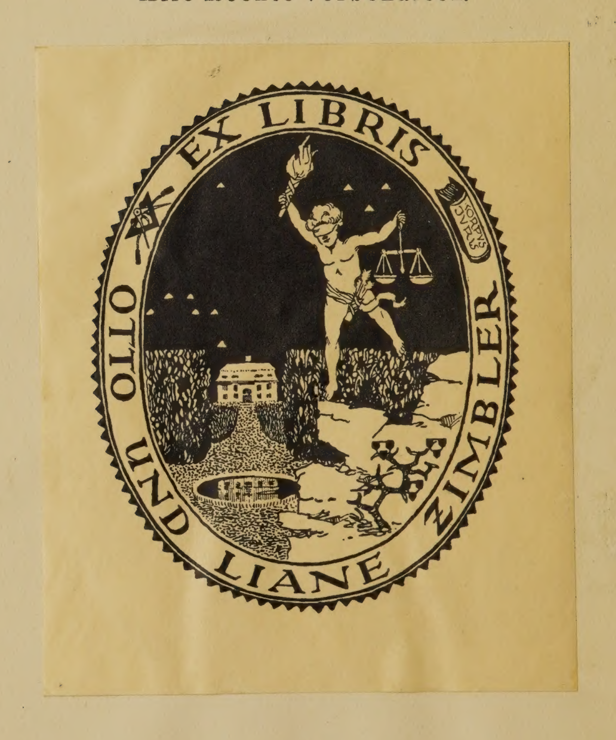
Vergangenheit und Zukunft der Sozialwissenschaften.

Von

Dr. Joseph Schumpeter,
Professor der Politischen Ökonomie an der Universität Graz.



München und Leipzig.
Verlag von Duncker & Humblot.
1915.


EX LIBRIS
OTTO UND LIANE ZIMBLER

I.

Wäre die Sozialwissenschaft ein organisches Ganzes, dessen einzelne Teile sich einem einheitlichen Plan einfügen würden, so wäre unsere Aufgabe leichter als sie ist, die Aufgabe, zu zeigen, wie das sozialwissenschaftliche Arbeiten von heute mit dem von gestern zusammenhängt und wohin wohl der Weg in der nächsten Zukunft führen mag. Aber die Sozialwissenschaft ist so wenig ein „architektonisches" Ganzes, wie die Wissenschaft überhaupt. Sie ist vielmehr ein Konglomerat von einzelnen Bausteinen, die oft herzlich wenig aneinanderpassen wollen, aufgehäuft von Leuten verschiedenster Anlagen und verschiedenster Absichten, die kaum jemals einander verstehen, niemals planvoll zusammenwirken. Da erwächst eine Disziplin aus einem praktischen Bedürfnis, dort aus dem Einfall eines führenden Geistes; hier eine, weil eine Methode so schwierig war oder wurde, daß die sie beherrschen wollten, für anderes keine Kraft übrig behielten, anderswo wieder eine aus den prosaischen Notwendigkeiten des Lehrbetriebs. Das Resultat ist ein buntes Getümmel oft ganz absonderlicher Gestalten, in welchem alles durcheinanderläuft und aneinanderprallt, in welchem dasselbe Problem oft Gegenstand verschiedener Disziplinen wird, die von verschiedenen Standpunkten ausgehen, für die Verschiedenes wahr ist und die fast nur zusammen-

treffen, um einander zu bekämpfen. Deshalb fallen die Versuche, Regel und Ordnung in dieses Chaos zu bringen, die von philosophischer Seite von Zeit zu Zeit unternommen werden, meist so schlimm aus und deshalb sind alle die Einteilungen der Wissenschaften meist nur für den befriedigend, der allen einzelnen Wissenschaften ferne genug steht — eine zweischneidige Qualifikation! Und deshalb gibt es im Grunde keine Sozialwissenschaft, sondern nur Sozialwissenschaften, deren Kreise sich vielfach schneiden.

Die Sozialwissenschaften also haben sich viel später und viel langsamer entwickelt als die Naturwissenschaften. Erst seit nicht mehr als zweihundert Jahren gilt auch ihnen unser Interesse. Das lag zunächst daran, daß die Welt der physischen Erscheinungen schon für das naivste Bewußtsein voll Geheimnis ist, während wir selbst und die soziale Welt uns zunächst nichts weniger als problematisch vorkamen. Wir nahmen uns und die soziale Welt so hin, als ob sie nicht anders sein könnten, und wenn uns da überhaupt etwas interessant erschien, war es nicht das Wesen der Dinge, sondern das Konkrete, das uns berührte oder fesselte — Taten großer Männer z. B., oder große Siege, oder große Katastrophen. Homer und Herodot — Dichter und Geschichtsschreiber — gehen also dem spezifisch wissenschaftlichen Interesse, dem Interesse an genereller Wahrheit, an Erkenntnis des Geschehens als solcher, auf sozialem Gebiet noch viel mehr voran als auf dem der Naturerscheinungen. Noch heute fühlen wir den Druck dieser — an sich sehr natürlichen — Richtung

unseres Interesses. Aber auch nachdem gerade jene Art von Fragelust, der die Wissenschaft dient[1], einmal erwacht war, trat man — und tritt man noch immer — in anderem Geist an die sozialen Fragezeichen heran als an die der „leblosen Natur". Die sozialen Probleme haben ja sicher viele Besonderheiten. Worin freilich diese Besonderheiten bestehen und welches ihre Tragweite ist, darüber hat man sich bis heute nicht geeinigt. Doch hat sich eine Unsicherheit des Zugreifens daraus ergeben, die den Fortschritt sehr hindern mußte. Ganz abgesehen davon endlich, erschien sich der Mensch immer so sehr als ein besonderes Ding, das mehr oder weniger außerhalb der übrigen Schatten steht, die an ihm vorüberhuschen, das Botschaft von fremden Welten hat, das seine Schicksale selbst gestalten kann — daß das Eindringen forschenden Geistes hier Schwierigkeiten begegnete, Schwierigkeiten in der eigenen Brust des Forschers, die vielleicht nie ganz überwunden werden können und jedenfalls nur langsam Stück für Stück des Weges freigaben: Dem Forscher in diesem Wald begegnen Dantes Ungetüme auf

[1] Die Wissenschaft dient natürlich sowohl direkt wie indirekt noch sehr vielen anderen Zwecken. Und wenn ich das Interesse an allgemeinem Verständnis des Geschehens — hier im Gegensatz zum Interesse an konkreten Erscheinungen, die uns an sich und aus anderen Gründen wertvoll sind — als das spezifisch wissenschaftliche bezeichne, so soll das nicht heißen, daß genetisch das wissenschaftliche Interesse nicht andere Wurzeln hat, sondern nur, daß gerade jene Art von Interesse für die Wissenschaft „konstitutiv" ist und ihr „Wesen" ausmacht. In der sozialwissenschaftlichen Erkenntnistheorie unserer Tage herrscht, gerade in manchen ihrer besten Produkte, eine andere Ansicht.

Schritt und Tritt und kein Virgil erscheint zu seiner Rettung.

Im Mittelalter gab es keine Sozialwissenschaften in unserem Sinne. Soziale Bewegungen und soziale Probleme, die man diskutieren konnte, gab es zwar genug. Aber im großen und ganzen änderten sich die Grundlagen der sozialen Organisation dort so langsam, daß sie nicht leicht jemand prinzipiell in Frage zog oder sie überhaupt als Probleme empfand: Dazu standen Kirche und Herrenhof zu fest, dazu erschienen sie zu sehr als selbstverständlich oder als gottgeboten. Und gab es ernste Differenzen, so focht man sie eben aus, ohne daß sich, sei es die Kämpfenden, sei es die Zuschauer, allzuviel Gedanken darüber gemacht hätten. Mochte auch manchmal ein Frondeur oder ein Haeretiker gegen Kaiser oder Papst donnern — über konkrete gravamina ging er doch selten hinaus, und wenn er es einmal tat, so wurde er eventuell gehenkt oder verbrannt, aber weiter kümmerte man sich nicht um ihn und seine Lehre. Es gab ja keine neugierige und unruhige intellektuelle Klasse, die sein Resonanzboden hätte werden können, die nach Grundsätzen geforscht und jede Bewegung fortgepflanzt hätte. Im wesentlichen war das geistige Leben beherrscht durch Theologie und Jurisprudenz — der Kleriker und der Jurist, das waren die einzigen Typen von, wenn man so sagen darf, Berufsgelehrten oder überhaupt von „Gebildeten", und beide waren einig in souveräner Verachtung des profanum vulgus. Innerhalb von Theologie und Jurisprudenz entwickelte sich der Wissensvorrat der Zeit,

streng unterworfen dem autoritativen Text und den traditionellen Grundanschauungen. Man sollte nun meinen, daß sowohl Theologie wie Jurisprudenz gar viel mit sozialen Fragen zu tun gehabt hätten. Sprach doch der Theologe wie der Jurist von justum pretium und der Verwerflichkeit des Zinsnehmens und den Rechten der Staatsgewalt usw. Aber keiner von beiden sprach darüber in sozialwissenschaftlichem Geist: Er holte sich seine Prinzipien nicht aus der Beobachtung der sozialen Dinge oder aus einer Untersuchung der menschlichen Psyche, sondern er dogmatisierte von der Kanzel eines unantastbaren, geoffenbarten, ganz unabhängig vom Menschen giltigen Systems. In ähnlicher Weise ist ja auch heute noch z. B. die spekulative Ethik keine Sozialwissenschaft. Zur Sozialwissenschaft wird die Ethik erst, wenn ihr ganzer Inhalt, Ausgangspunkt und Konsequenzen, als Resultat des Wirkens sozialer Faktoren begriffen wird; sonst hat sie, obgleich sie von menschlichem Handeln spricht, doch mit den Sozialwissenschaften nichts zu tun. Und deshalb hatten Theologie und Jurisprudenz des Mittelalters mit Sozialwissenschaft wenig zu tun, weil sie eben gegebene Grundsätze anwenden und dadurch Normen für den speziellen Fall gewinnen wollten [1].

Erst in der Renaissanceperiode beginnt die Sache anders zu werden, und die soziale Entwicklung, die

---

[1] Zwar herrschte ja Aristoteles. Aber an dem Geist der Diskussion änderte das nichts. Und platonische Einflüsse, wie sie durch S. Augustinus und andere Vermittler fühlbar wurden, erschöpften sich darin, dem Dogma zu einem philosophischen Ausdruck zu helfen: Soweit in solcher Kürze überhaupt eine Behauptung gewagt werden kann.

zwar nie stille stehen, aber doch bloß unmerklich fließen kann, kommt in raschere Bewegung. Die Wirkung auf das Geistesleben hat Jakob Burckhardt durch das geistreiche Wort von der „Entdeckung des Individuums“ in eine Formel gebracht, die für Zwecke, wie der unsere es ist, gute Dienste leistet. In der Tat, das Individuum, die Persönlichkeit, beginnt sich aus dem mittelalterlichen Rahmen zu lösen und endlich wieder nach eigenem Gefallen zu handeln und zu denken. Überschätzen wir den Einfluß der neuerstandenen Antike nicht. Wir hören immer nur, was wir hören wollen und unsere Vorfahren gaben damals den alten Griechen und Römern Gehör, weil diese ihnen in gefälligen Formen sagten, was sie in der eigenen Brust fühlten. Aber wie immer dem sein mag, die wissenschaftliche Fragelust war da, und schnell wurde alles anders im Reiche des Gedankens. Doch nicht auf dem Felde der Sozialwissenschaften: Wohl entstand, wie von Götterhand geschaffen, schnell eine persönliche Kunst und Literatur, wohl kämpfte der neue Geist um neue Lebensformen, um das Recht des Diesseits, um Freiheit und Naturerkenntnis, aber die soziale Welt — trotz Bauern- und Religionskriegen — beschäftigte weitere Kreise nicht oder nur in der primitiven Form des Interesses an der politischen Geschichte, darüber hinaus aber nur wenige Träumer oder Seher vom Typus — und ein prächtiger Typus war es — Thomas Morus'. Es war eben erst nur das Individuum, es war noch nicht die Gesellschaft „entdeckt“. Niemand blickte noch unter den Schleier der religiösen Begeisterung, der die Religionskriege um-

hüllte, niemand sah, was an gewaltigen sozialen Notwendigkeiten darunter verborgen lag. Und hatte man auch bald Anlaß, über manche Einzelfrage — Münzverschlechterungen, Zollpolitik, Agrarverfassung, Ringbildungen usw. — zu streiten, so drang man doch nirgends über die konkrete Frage hinaus in die Geheimnisse des sozialen Geschehens.

Das kam erst später. Die Naturwissenschaften hatten schon längst ihren Stab wohlgeübter Pfleger, sie hatten schon längst ihren Siegeszug begonnen, als noch die tiefste Ruhe über dem Urwald lag, den die Sozialwissenschaft zum Acker machen sollte.

II.

Die Sozialwissenschaften entstanden eigentlich erst im 18. Jahrhundert. Da krachte und knackte es im ganzen sozialen Gebäude unseres Kulturkreises. Eine Bewegung wie der Flügelschlag eines erwachenden Vogels ging durch alle Schichten der Gesellschaft. Die Zeit der großen Religionskämpfe war vorbei und nach und nach hörte der Glaube auf, die intellektuelle Herzenssache der Menschheit, der Nährer, Führer und Schützer aller ihrer Interessen zu sein. Hingegen kündigte sich der gewaltige soziale Prozeß an, der „industrielle Revolution“ genannt wird, der Prozeß, in welchem die moderne fabriksmäßige Produktionsform die Schranken von Dorfgemeinde und Innung, und das moderne Arbeiterheer unter Führung des Unternehmers die Schranken der feudalen Gesellschaftsordnung durchbrach. Und mit und infolge der industriellen bereitete sich die politische Revolution

vor. Denn die Anschauungen und das Verhalten der politisch führenden Kreise und die sozialen und rechtlichen Institutionen änderten sich nicht so schnell wie die wirtschaftlichen Verhältnisse, und so ergab sich bald eine Diskrepanz zwischen beiden, wie sie niemals vorher existiert hatte: Altes Recht, alte Politik, alte Ideale und Lebensgewohnheiten sind ja stets viel zäher als die Tatsachen des Lebens, aus denen sie geboren wurden. Das ist ganz verständlich, denn nichts fällt dem Menschen so schwer, als sich umzudenken und Dinge anzuerkennen, die „nicht schon immer so waren“. Das ist ferner auch ganz gut, denn nur das Festhalten der gegebenen Denkgewohnheiten macht promptes und konsequentes Handeln möglich. Aber aus solcher Diskrepanz muß soziale Unzufriedenheit, soziales Unbehagen folgen — in der Tat haben Unzufriedenheit und Unbehagen gar nie andere Ursachen. Und wie der Leidende erst sich seiner Organe und ihrer Funktionen bewußt wird, an die er bei voller Gesundheit nie dachte, so wurde man damals der Lebensfunktionen der Gesellschaft gegewahr, an die früher nur Einzelne überhaupt gedacht hatten. Jetzt wurden diese Funktionen, wurde die Gesellschaft selbst zum Problem. Man fragte und untersuchte auch dort, wo man früher nichts zu fragen gehabt hatte. Der gleichsam fieberhaft gesteigerte Lebensprozeß der Gesellschaft trieb auf allen Gebieten der Wissenschaft Blüten, vor allem aber eröffnete sich nun der weite Problemkreis der Sozialwissenschaften. Viele Dinge wurden nun erklärungsbedürftig, die früher selbstverständlich gewesen

waren. Hatte man früher etwa konkrete Rechtsfragen erörtert, so fragte man jetzt nach dem Wesen des Rechts. Hatte man früher um konkrete Maßregeln der Staatsgewalt gestritten, so handelte es sich jetzt um das Wesen des Staates. Alles in der sozialen Welt schien zu wanken und zu weichen. Da drängte sich von selbst die Frage auf, was von der Zukunft zu fürchten und zu hoffen, was in Staat und Gesellschaft bleibend und was dem Untergang geweiht, was Unsinn und Torheit und was eiserne Notwendigkeit und ewige Wahrheit sei. Und nun gab es auch eine intellektuelle Klasse, die solche Diskussionen um ihrer selbst willen liebte, deren Lebenselement Kritik und Forschung war, deren Vorwitz vor nichts haltmachte und die nur durch ein loses Band mit den Interessen und Schwierigkeiten des Mannes der Praxis verbunden war.

Mit gleichsam jugendlichem Wagemut griff man sofort nach dem höchsten Ziel. Im Handumdrehen wollte man eine einheitliche Wissenschaft vom sozialen Sein und Werden hervorzaubern, die alle Fragen beantworten, alle Not der Zeit heilen sollte. Neben dem Gebäude der Naturwissenschaft sollte ein Neubau für die Sozialwissenschaft entstehen, um eine damals sehr übliche Terminologie zu gebrauchen, neben der „Naturphilosophie“ eine „Moralphilosophie“[1], deren Probleme, wie schon Newton und

[1] Natürlich ist diese Bedeutung beider Worte von der zu unterscheiden, welche sie später, besonders in Deutschland gewannen. In unserer Bedeutung hat weder Natur- noch Moralphilosophie etwas mit „Philosophie“ im gegenwärtig allein üblichen Sinn zu tun. Vielmehr ist hier „Philosophie“ ganz synonym mit „Wissenschaft“.

Locke sagten, in demselben Geist behandelt werden sollten wie die Probleme des physikalischen Geschehens. Das war die heroische Zeit der Sozialwissenschaften. Welchen Geist atmen die besten Leistungen dieser Epoche! Welcher Glanz liegt über diesem Schaffen! Welchen Genuß gewährt es, in dieser Literatur zu blättern und zu träumen!

Nun möchte ich das, was damals erreicht wurde, mit kurzen Strichen nachzeichnen. Eine verzweifelte Aufgabe, aber immerhin nicht so verzweifelt, wie der Versuch, das sozialwissenschaftliche Wollen unserer Zeit zu schildern. Denn wenn auch die Literatur des 18. Jahrhunderts keine Einheit war, und Wässer aus sehr verschiedenen Quellen da zusammenfließen, so war sie doch viel einheitlicher als die der Folgezeit. Noch war ja die Arbeitsteilung nicht so unerbittlich, noch konnte man Polyhistor sein, ohne Dilettant zu werden. Und die einzelnen Autoren arbeiteten viel mehr aus sich selbst heraus, als es heute irgendwer kann, so daß aus ihren Werken klarere, einfachere Botschaften quellen. Die Spuren alter Schranken sind noch deutlich sichtbar, und aus Recht und Theologie entwickelte sich das Meiste, das für uns in Betracht kommt. Bischöfe und Rechtslehrer treten noch immer in der bunten Gruppe hervor, die mehr und mehr aus allen Arten von Literaten zu bestehen begann, die in Londoner Caféhäusern oder Pariser Salons, oder an deutschen Universitäten diskutierten und stritten, von Leuten, die sich bald an die feudale Gesellschaft anschlossen, bald würdevolle Spießerleben führten, bald Freud und Leid der Tragikomödie

eines Bohèmelebens durchkosteten als fromme Raubritter der Feder.

An der Hand der Theologie hatte das sozialwissenschaftliche Denken gehen gelernt, aus ihrer Hand löste es sich jetzt. Nur einzelne Autoren oder Gruppen rissen sich mit heftigem Ruck los; für die meisten war das ein langsamer, ganz allmählicher Prozeß. Theologische Kontroversen spielten noch während des ganzen 18. Jahrhunderts eine sehr große Rolle im Geistesleben der Zeit, aber sie beherrschten es nicht mehr. Sie begannen aus dem Zentrum des Interesses wegzurücken und aus dem Leitmotiv alles Denkens zu einem fachlichen Problemkreis zu werden. Wo sie standen, da steht nun die Erforschung der Natur des Menschen, der Natur der sozialen Dinge. Die Analyse der Tatsachen jedes Problemgebietes, wie sie die Erfahrung darbot, absorbierte den Forscher mehr und mehr, und nur gelegentlich warf er einen, sei es sehnsüchtigen, sei es scheuen, sei es zornvollen Blick auf die große Mutterwissenschaft, deren Konturen in nebelhaften Fernen zu verschwimmen begannen. Er mochte noch etwa seinen Resultaten oder seinen Ausgangspunkten Worte des Glaubens hinzufügen, in ähnlicher Weise, wie das in der Naturwissenschaft noch Newton tat; im Laufe seines Gedankenganges, in der eigentlichen Forschungsarbeit, ließ er sich dadurch nicht beeinflussen. Da argumentierte er aus der Sache selbst heraus, da suchte er in den sozialen Dingen selbst ihre Erklärung, da arbeitete er, kurz gesagt, wissenschaftlich.

So kommt, mehr durch die Tat als durch bewußten Entschluß, das sozialwissenschaftliche Denken auf seine eigenen Füße zu stehen. Die ungeheure Bedeutung dieses Prozesses liegt nicht dort, wo ein Feind der Religion sie suchen könnte. Sozialwissenschaft und Religion schieden vielmehr wie zwei Freunde, die, in verschiedene Lebenslagen und Lebensgewohnheiten geraten, den täglichen Verkehr als eine Last und als aufreibend empfinden und deshalb schließlich nicht mehr zusammenkommen. War man einmal entschlossen, den großen Versuch zu wagen, das soziale Geschehen kausal zu begreifen, so mochte zwar noch genug des Unbegreiflichen im einzelnen Fall anzuerkennen sein, — schon deshalb, weil jedes konkrete Phänomen selbst dann noch nicht „restlos erklärt" ist, wenn man alle die Elemente, aus deren Zusammenwirken es entstand, theoretisch völlig beherrscht: Denn sie mischen sich in ihm in meist unerklärbarem und unbeherrschbarem Gewirre — aber es war kein Platz mehr für Einwirkungen vom Unerfaßbaren her: Wo man auf solche hätte rekurrieren müssen, da wäre die Erklärung, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, nicht fortgesetzt sondern unterbrochen worden. Die Bedeutung der fortschreitenden Unterbindung der Adern, die jedes soziale Problem einst mit der Theologie verbanden, liegt nun eben in dem heißen Wollen, durch Sturm und Brandung an der aus erfahrbaren Gliedern bestehenden Kausalkette festzuhalten und keine Erklärung als Erklärung gelten und die Arbeit nicht zu Ende sein zu lassen, solange diese Kette nicht fest

zwischen erfahrbaren Gründen und Folgen hängt. Nur so entsteht Wissenschaft, nur so erobert sich der menschliche Geist — keuchend und strauchelnd, verdammt oder verachtet vom Metaphysiker, verlacht von der Menge — die Welt der Erscheinungen um uns. Das hat sich damals vollzogen, es vollzog sich im Glanz einer Begeisterung, mit einer Kraft und Originalität, die nur zu bald verglühten.

Die Sozialwissenschaften gewannen dabei — zugleich mit selbständiger Existenz — Konzentration, Bewegungsfreiheit, positive Aufgaben und die Mittel zu ihrer Lösung. Und auch die Theologie gewann; sie wurde von Dingen befreit, die für sie unbeherrschbar und lästiger und gefährlicher Ballast geworden waren, die sie zu Parteistellungen in tausend Fragen nötigten, die, ihrem Wesen fremd, sie zu überflüssigen Kämpfen und Verlusten führten.

Aber wie alle Geistestaten, so gelang auch dieser entscheidende Schritt nur nach vielen und durch viele Verirrungen. Ich habe seinen Sinn, sein Wesen zu charakterisieren versucht, so wie es sich uns in seinen Konsequenzen für die sozialwissenschaftliche Arbeit darstellt. Auf der Oberfläche jedoch erscheint noch manches andere, was keinen bleibenden Wert hatte und uns so manche melancholische Wahrheit über die Art und Weise sagt, wie unser Geist arbeitet und fortschreitet. Statt zu begreifen, daß Glauben und Analysieren auf verschiedenen Ufern eines Stromes liegen, über den keine intellektualistische Brücke führt, und daß vernunftmäßiges Begreifen seine Schranken hat, hielt man nun die Bahn für frei zu

einem Lauf, der über alle Sterne hinausführen könnte. Die große Schranke des Forschers war bis dahin der Mensch und sein Denken und Handeln[1] gewesen: Da hatten die Geheimnisse und das Unerfaßbare oder Geoffenbarte begonnen. Und wie man nun begriff, daß diese Schranke zu übersteigen sei, und wie man, gleichsam von der Höhe der erstürmten Schanze, Wege erblickte, die tief in die soziale Welt führen konnten, da meinte man, daß sich auf diesen Wegen „Alles" erreichen lassen und Alles zur beweisbaren Wissenschaft gebändigt werden könnte. Dieses „Alles" aber umfaßte auch die Gegenstände der Theologie und die menschlichen oder in irgendeinem Sein „absoluten" Ideale und Zwecke. Die Kluft zwischen diesen und positiver Wissenschaft haben uns zahllose bittere Enttäuschungen gelehrt; damals sah man sie nicht, bemerkten Viele überhaupt keinen Wesensunterschied zwischen ihnen und keine Grenzen der Brauchbarkeit unseres logischen Werkzeugs. So machte man sich daran, eine untheologische Theologie zu eranalysieren einerseits und Ideale und Zwecke als solche geradeso beweisen zu wollen wie einen Kausalzusammenhang andererseits. Da begann der Ikarusflug, der so schlecht ausfiel, so klägliche Resultate zeitigte. Die glänzenden Gestalten der Mystik und des Wollens in den Kleidern der alten Tante Ver-

[1] In der mittelalterlichen Philosophie unterschied man vielfach die Menschen (und reingeistige Wesen) als unmittelbare Geschöpfe Gottes prinzipiell von den Produkten der Naturgesetzlichkeit, die nur mittelbar auf einen Schöpfungsakt zurückgingen. Vgl. z. B. Dantes Wendung Paradies III, 87: ciò ch'ella (d. h. der göttliche Wille) cria e che natura face.

nunft! Aller Glanz verloren, alle schwachen Punkte beibehalten — es war fürwahr ein ärmlicher Abschluß eines in seinen Grundlagen so prächtigen Baues! Alle die Literaten, die sich über die Religion und die Ideale der Menschheit machten, substituierten ihnen die Jämmerlichkeiten des Philisters — die Anschauungen des täglichen Lebens ihrer Klasse. Und das allein hat dem Werk des 18. Jahrhunderts jenen Ruf kühlen Rationalismus' eingetragen, einer flachen Überschätzung hausbackener Vernunft. Zwar hatte schon dem gegenüber die Kritik dessen, was die Analyse leisten kann, eingesetzt. Zwar hat das 18. Jahrhundert selbst schon von seinen eigensten Grundlagen aus schließlich eine Vernunftkritik gewonnen, die zu den größten Leistungen der Geistesgeschichte gehört — und ihren Gipfel in Hume und Kant erklommen. Zwar gab es mehr Lebensglut und Idealfreudigkeit als jemals — man denke nur an Sturm und Drang, an die religiösen Bewegungen in England und Deutschland, mögen diese letzten auch unser Gefühl wenig anziehen, an das Erwachen sozialer Sympathien. Aber die Nicolais und Gottscheds aller Länder waren eben auch da, und an sie hielt sich das Urteil der Späteren, das sich ja stets an die Niederungen hält. Endlich hatten sich viele der leitenden Geister und viele der tüchtigsten Durchschnittsarbeiter gerade auf diesem Feld, in dem so empfindliche Wurzeln ruhen, so kompromittiert, daß man das nicht von ihren dauernd wertvollen Leistungen schied — nichts fällt dem Menschen ja so schwer, als eine Verurteilung zu qualifizieren und

dieselbe Geistesverfassung, die zu Verirrungen geführt hat, die er nicht verzeihen kann, in anderen Gebieten als verdienstvoll anzuerkennen: Mit der „Aufklärung“ und all den öden Phrasen, in die das Ungeheuer Publikum die Geistestaten der Zeit verarbeitete, haben wir aber hier nichts zu tun, so wenig, wie der Maler, der eine Eiche malt, sich um die Würste zu kümmern braucht, in die die Schweine, die im Eichenwald weiden, verarbeitet werden.

Viele also schieden nicht einfach von der Theologie, sondern zogen sie ein Stück mit sich fort. Schließlich kam es zum Scheiden, aber vorher noch zur „natürlichen Theologie“. Wir finden sie als Bestandteil der großen Lehrsysteme der Moralwissenschaft jener Zeit und des Curriculum der Universitäten neben Rechts-, Sitten- und Wirtschaftslehre. Und sie war nicht etwa eine Religionswissenschaft von der Art, wie wir sie heute kennen, keine Lehre von den sozialen Funktionen und Erscheinungsformen der Religion — von der Religion als sozialer Erscheinung — sondern eine Diskussion des Wahrheitsgehaltes der fundamentalen Glaubenssätze, ein Versuch, diese Glaubenssätze logisch zu beweisen oder zu widerlegen. Das konnte für die Folgezeit keine Bedeutung behalten und speziell für die Sozialwissenschaft hat es nur die Bedeutung, daß solche Diskussionen Vorläufer waren für jene wissenschaftliche Untersuchung der psychologischen und soziologischen Tatsachen des religiösen Lebens. Hätte ich Raum, so könnte ich die Keime solcher Tendenzen sogar in jener „natürlichen Theologie“ nachweisen.

Auch von fachtheologischer Seite lenkte man vielfach, das Wesen des Gebiets verkennend, in diese Bahnen ein. Als Beispiel sei das berühmteste Buch der anglikanischen Theologie genannt, Bischof Butlers „Analogy of religion". Da war der Versuch gemacht, zu zeigen, daß die religiösen Lehren durchaus der Denkweise der Naturwissenschaften entsprechen und der Vernunft nicht mehr und nicht weniger Schwierigkeiten machen als diese. Die endliche Wirkung des Buchs war der beabsichtigten gerade entgegengesetzt, und wenn es etwas bewies, so war das die furchtbare Ausdehnung der großen Kluft.

Nun sind zwar die einzelnen Autoren oder vielmehr Schulen auf diesem Feld zu sehr verschiedenen Resultaten gelangt, welche trotz aller Verherrlichung der absoluten Vernunftherrschaft wesentlich Kinder der betreffenden religiösen Milieus sind, in denen ihre Autoren aufgewachsen waren. Aber trotzdem evolvierte eine Auffassung, welche man immerhin mit größerem Recht als irgendeine von den andren als Produkt derjenigen Zeittendenzen bezeichnen kann, welche auf kongenialeren Gebieten soviel für die Sozialwissenschaften leisteten. Das war der Deismus. Wir wollen auf ihn und die zahlreichen Formen, die er annahm — das Wort deckt sehr verschiedene Inhalte — nicht eingehen. Für unseren Zweck ist er nur in zwei Richtungen wichtig: Einmal deshalb, weil er uns als praktisches Beispiel für die Leistungsunfähigkeit logischer Analyse in dieser Beziehung dienen kann, an welchem wir sehen können, wie eine Vernunftreligion aussieht, wie sehr sie nur in nega-

tiver Beziehung vom emotionellen Glauben abweicht und in dem, was sie festhält, doch ganz auf ihm basiert, und was ihr Schicksal sein muß: Der Deismus hat nämlich als Ideenrichtung, welche überhaupt mit Aussicht auf Erfolg vertreten werden kann, das 18. Jahrhundert nicht überlebt, obgleich er gerade heute ungefähr den tatsächlichen Ansichten der Mittelschichten der europäischen Gesellschaft, vor allem also des industriellen Bürgertums entspricht. Er brach zusammen zwischen zwei Feuern. Alle, denen der Glaube tiefes Bedürfnis war, wandten sich grimmig gegen diese Verwässerung alles dessen, was dem religiösen Leben Gehalt und Farbe gibt, und alle, die vom Glauben wirklich los und sich mit der erfahrungsmäßig gegebenen Welt begnügen wollten, wandten sich nicht weniger entschieden gegen diesen — zwar verwässerten — Glauben. Beide hatten von ihren Standpunkten recht, und so muß es allen solchen Versuchen gehen. Zweitens ist der Deismus für uns interessant, weil er eine Zwischenstufe ist zwischen dem Offenbarungsglauben früherer Forschergenerationen und einigen der Weltanschauungen, die aus der Forschertätigkeit im 19. Jahrhundert erwuchsen, nämlich den verschiedenen Arten von „Materialismus", wie ich in Ermangelung eines besseren Wortes sagen will. Diese waren zwar keine Theologie mehr, aber sie waren die Frucht einiger der Tendenzen, die aus der „natürlichen Theologie" entstanden. Man sieht, den Versuch, der im 18. Jahrhundert so schlecht gelang, gab auch die Folgezeit nicht ohne weiteres auf; die Entwicklungsrichtung —

das sei gleich hier erledigt — in dieser Beziehung zeigt nur ein Abflauen in der Energie dieser Vorstöße von seiten der positiven Wissenschaft und ein Schrumpfen des relativen Raums, den diese Diskussionen in Anspruch nehmen einer-, und eine immer strengere Scheidung derselben von der konkreten wissenschaftlichen Arbeit andrerseits.

Das waren also gleichsam die Wehen, unter denen damals die Loslösung des sozialwissenschaftlichen Denkens von der Theologie vor sich ging, und in manchem Geist mögen sie schmerzvoll gewesen sein. Es wäre nun nur logisch gewesen, wenn man sich gleichzeitig von aller Metaphysik gelöst hätte; denn vom Standpunkt wissenschaftlicher Arbeit liegt die außertheologische Metaphysik genau so außerhalb unseres Bereichs wie die Theologie und die Loslösung von der ersteren hat von diesem Standpunkt ganz dieselbe Bedeutung wie die Loslösung von der letzteren. Und entgegen oft wiederholten Behauptungen ist im Wesen diese Loslösung geglückt und der Gewinn des schmerzenden Schnittes realisiert worden. Alle die Leistungen jener Zeit, von denen ich einige gleich berühren werde, sind frei von allen im metaphysischen Sinn spekulativen Obersätzen, sind aus der Erfahrung gewonnen und nicht nur etwa unbewußt und tatsächlich, sondern auf Grund der erkenntnistheoretischen Basis der Zeit. Wird das so sehr verkannt, so kommt das nur daher, weil der historische Kritiker bei uns so sehr nach allem hascht, was irgendwie sich metaphysisch deuten läßt, und sich dafür soviel mehr interessiert als für die analy-

tische Gedankenarbeit. Allein trotzdem ist es wahr, daß die Loslösung hier noch langsamer vor sich ging. An die Metaphysik klammerte sich das Sehnen, das noch blieb, als man mit Resignation der Theologie gegenüber sich schon abgefunden hatte. Noch lange, nachdem man der gebotenen und geoffenbarten Metaphysik, der Theologie, entsagt hatte, glaubte man, die freie Konstruktion metaphysischer Welten innerhalb der Wissenschaft festhalten zu können, ohne zu bedenken, daß Geboten unterworfene und freie Spekulation, philosophische und religiöse Metaphysik sich nur durch das für das Wesen der Sache gleichgiltige Moment der äußeren sozialen Sanktion unterscheiden. Und bis heute sind metaphysische Schatten der Wissenschaft auf ihrem Weg gefolgt.

Es begann die Herrschaft des Glaubens an eine universelle Harmonie. An sich liegt darin ja noch keine metaphysische Behauptung, sondern nur die Erfahrungstatsache, daß die Dinge um uns kein Haufen zusammenhangloser Einzelerscheinungen sind, vielmehr eben, weil wir sie beschreiben und voraussehen können, offenbar nach gewissen allgemeinen Regeln entstehen und vergehen. Aber diese Tatsache oder Annahme wurde oft, wie früher auf eine persönliche Gottheit, so nun auf eine nicht außerweltliche, aber als reales Agens die Welt durchdringende Wesenheit hypostasiert — in der Form eines Pantheismus oder Panentheismus. Nun spreche ich hier nicht von dieser Weltanschauung als Weltanschauung. Soweit sie nur d a s ist, und so weit sie aus dem Reich der Metaphysik nicht heraustritt, kommt sie für unsern Zweck

nicht in Betracht. Aber ich möchte hervorheben, daß diese Auffassung auch eine der Formen war, in der der große Gedanke des Naturgesetzes zuerst auftrat. Wären Entwicklungsreihen nicht stets so traurige Halbwahrheiten, so würde ich sagen, daß die Annahme oder Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, auf der alle Wissenschaft beruht, sich in den folgenden Etappen durchringt: Zuerst wird sie verstanden als Wirkung außerweltlichen Götterwillens, dann als Äußerung eines mit der Welt identischen geistigen Etwas, dann als Ausdruck irgendwelcher natürlicher, aber als besonderer Realitäten existierender „Kräfte", endlich als erfahrungsgemäß gegebene Beziehung zwischen den sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen. Inhaltlich können die Erkenntnisse der Wissenschaft dieselben sein, welcher Anschauung man auch huldigen mag. Das 18. Jahrhundert vollendete in einzelnen Ausläufern schon die vierte Etappe. Ausgegangen ist es im Wesen noch von der ersten. Und die Masse der Denker hält überwiegend zwischen der zweiten und dritten. Während aber für die Naturwissenschaft das nicht mehr als eine philosophische Gesamtauffassung bedeutete und auch für die Sozialwissenschaften nach und nach dasselbe zu gelten begann, so ist es doch wahr, daß in einzelnen wichtigen Fällen die Philosophie der zweiten Etappe die sozialwissenschaftliche Arbeit auch inhaltlich beeinflußte. Selten nur unterwarf sich der Mann der Einzelwissenschaft dieser Anschauung im Detail seiner Arbeit. Oft aber sprach der Philosoph von dieser Anschauung aus über konkrete so-

zialwissenschaftliche Probleme — und zwar mit Erfolg: Er wurde gehört und er beeinflußte. Wie immer man diese Schöpfungen beurteilen mag, ob man in ihnen die stärkste Wirklichkeit oder Begriffsdichtungen sieht, sicher ist, besonders in Deutschland, ihr Kulturwert überaus groß gewesen. Das höchste Lebensgefühl projizierte sich in sie, die höchsten Lebensideale, vor allem das große deutsche Humanitätsideal, rankten sich um sie. Man mag bei der Lektüre der Schriften Wilhelm von Humboldts seine Metaphysik mit Energie, selbst mit Abneigung zur Seite werfen, großartig bleibt trotzdem jener Drang nach bewußtem Leben, nach geistiger Verarbeitung und Assimilierung alles dessen, was Leben und Welt uns bieten.

Aber das ändert nichts daran, daß der Einfluß der Metaphysik für die sozialwissenschaftliche Arbeit stete Störung und steten Kraftverlust bedeutete und noch bedeutet. Immer wieder wird der eroberte Boden dadurch gefährdet, immer wieder das Geleistete entstellt und Mißverständnissen von dieser Seite her ausgesetzt. Man hätte hoffen können, daß nach Kant sich die Dinge wandeln würden; denn seine große Leistung war es, der Spekulation ihre Grenzen zu ziehen. Aber er selbst öffnete in der „Kritik der Urteilskraft“ die in der „Kritik der reinen Vernunft“ zugeworfene Pforte wieder und die gewaltige Welle metaphysischer Spekulation folgte erst noch: Fichte, Schelling, Hegel usw. Nehmen wir Hegel zum Beispiel. Der Physiker kann, wenn das in seiner Geschmacksrichtung liegt, sich des Hegel-

schen Gebäudes freuen. Denn niemand wird ihm von diesem aus ernstlich seinen Weg weisen und ernstlich daran denken wollen, naturwissenschaftlichen Einzelresultaten daraus Einwendungen zu machen. Hegel selbst machte durchaus nicht vor dem physischen Geschehen halt, wie sein unsterblicher Versuch lehrt, die Zahl der Planeten durch Metaphysik und Zahlenmystik bestimmen zu wollen. Mit Unrecht nimmt das der Hegelianer leicht. Denn das war keine Entgleisung, sondern bloß die Anwendung der gleichen Methode, mit der Hegel stets arbeitete. Aber das machte den Naturwissenschaften nichts, weil es ja doch niemand ernst nahm. Den Sozialwissenschaften aber schadete der Hegelianismus gar sehr; denn auf diesem Neubruch wurde Hegel ernst genommen. Und so drangen denn von hier aus Auffassungsweisen und Behauptungen in das sozialwissenschaftliche Arbeiten ein, die eine stete Abwehr erforderten und eine nie versiegende Quelle von Verirrungen waren. Noch heute muß der sozialwissenschaftliche Arbeiter sein Werk vollenden wie die Arbeiter an der biblischen Stadtmauer: mit einer Hand nur, während die zweite das Schwert hält. Und das Unglück wäre noch größer, wenn Hegel nicht mit einem Seitenblick auf die Wirklichkeit spekuliert hätte, so daß viele seiner Sätze nur metaphysierte Alltagsbeobachtungen seiner Zeit und seiner Umwelt wären. Aber auch so liegt hier einer der Gründe, warum die Sozialwissenschaft so langsam, ach so langsam dem Licht des Tages entgegenstrebt.

Das alles sehen wir, wenn wir nun jenes Terrain

betreten, das der Metaphysik am nächsten liegt; — freilich sehen wir auch, daß die wissenschaftlichen Bäume trotzdem kräftig aus dem Unterholz wuchsen. Gewiß betrachtete man in der Psychologie noch das metaphysische Problem der Seele, aber an die Stelle der primitiven Auffassung treten immer neue Verfeinerungen derselben — die Seele wird immer mehr als die Einheit der psychischen Erscheinungen des Individuums, als Träger seiner Persönlichkeit, seines Charakters interpretiert. Und wird die Persönlichkeit auch auf ein besonderes reales Agens, der Charakter des Individuums als Symbol einer vom Weltgeist abgespalteten „Idee" metaphysisch hypostasiert, als ein Funken einer übersinnlichen Flamme, so lag darin kaum mehr als eine gleichsam künstlerische Verklärung der Tatsache, daß die Elemente, die eine Persönlichkeit ausmachen, lebendige Zellen eines organischen Ganzen sind. Und vor allem hinderte diese ästhetische Interpretation des Charakters nicht die wissenschaftliche Arbeit, die in unendlich reichem, in allen Farben des Regenbogens blitzendem Strom hervorbrach.

Für uns ist diese psychologische Arbeit deshalb von größter Bedeutung, weil sie direkt und indirekt zu einer der Grundlagen der sozialwissenschaftlichen wurde. In der Tat, wenn man das Verständnis der sozialen Dinge in den sozialen Dingen selbst suchen wollte, so mußte die Erforschung des menschlichen Handelns und der menschlichen Psyche, der Art wie unsere Psyche funktioniert, zu einer der Hauptauf-

gaben werden — der Mensch mußte in das Zentrum des wissenschaftlichen Interesses rücken, aus dem das geoffenbarte Gebot gewichen war. Von jedem Standpunkt muß man das anerkennen — auch wenn man noch so sehr eine „objektive“, unpsychologische Sozialwissenschaft wünscht und noch so sehr einsieht, daß man für viele Probleme mit der Psychologie nicht auskommt. Erst wenn man erkannt hat — wie definitiv von Kant verkündet wurde —, daß jeder nur von seiner Subjektivität aus in die Welt überhaupt und also auch in die soziale Welt blicken kann, und ferner, daß sich alle eventuellen objektiven Notwendigkeiten nur in der Psyche spiegeln können, kann man sagen, daß die Sozialwissenschaften flott geworden sind. Und eine der größten Taten jener Zeit war, sie flott gemacht zu haben. Unerschöpflich war ihr Interesse für den Menschen und unerschöpflich die Flut origineller Anregungen.

Die frühere Zeit enthielt schon Keime. Schon bei Leibniz klingen die mysteriösen Mächte des Unterbewußten an. Das 17. Jahrhundert kannte sonst freilich nicht viel mehr als eine auf sehr alten Wurzeln beruhende Lehre von den Affekten und erst in seinen letzten Zügen Lockes Bewußtseinsanalyse. Aber das 18. Jahrhundert bringt in England eine Psychologie der „Triebe“ (Hartley, Hume) und rastloses Sammeln und Belauschen der Tatsachen des täglichen Lebens, in England und in Deutschland die Assoziationspsychologie, in Frankreich die Untersuchung des Funktionierens der Sinnesapparate, die in dem Sensualis-

mus Condillacs gipfelt[1]. Um nun bei Deutschland zu bleiben: Da haben wir zunächst die „rationale" Psychologie, die zunächst freilich nur metaphysische Seelenlehre war. Dazu kommt aber die empirische Psychologie, der Chr. Wolff die Tore des Systems öffnete und die, unterstützt durch die Arbeit zahlloser Sammler von Einzeltatsachen, sich in ganz modernem Geist entwickelte — auch ethnologisches Material verwertete, so daß sich schon die moderne Sozialpsychologie einer- und die moderne Völkerpsychologie andererseits bemerkbar macht. Wie stark dieses Interesse war, zeigt Moritz' „Magazin für Erfahrungsseelenkunde". Und Wolffs Fortsetzer, Feder und andere, unter denen Tetens hervorragt, bebauten mit schönstem Erfolg den Neubruch. Auch die Empfindungsanalyse, die uns jedoch weniger berührt, die später Goethe, Schopenhauer, Johannes Müller u. a. entwickelten, kündigte sich an. Daneben aber entstand, zum Teil getragen durch das populäre Verlangen nach „Menschenkenntnis", eine Charakterologie, eine Psychologie der individuellen Differenzen würden wir heute sagen, die in unseren Tagen neu aufblüht. Das Verdienst Lavaters und mancher anderer wurde freilich — zum Teil wegen mancher Sonderbarkeiten, die den Kern der Sache verhüllten — nicht ganz nach Gebühr gewürdigt. Auch die

[1] Ein gutes Beispiel wieder für die Verquickung von einzelwissenschaftlichem Resultat und philosophischer Spekulation, dafür, wie schwer es uns fällt, den alten Glauben aufzugeben, daß die Wissenschaft auch schon Weltanschauung sei oder doch ohne weiteres zu einer Weltanschauung führe.

Psychopathologie kündigte sich an. Bis weit in das 19. Jahrhundert haben alle diese Richtungen sich tatsächlich erhalten. Eine ununterbrochene Linie führt z. B. von Hartley über James Mill zu Bain. Man sieht auch, wie universell alles das ist, wie viele grundverschiedene Gesichtspunkte sich gleichzeitig auswirken — und das soll das kahle, flache, banale Jahrhundert gewesen sein?!

Freilich — wohl am schlimmsten fuhr gerade jener Teil der Psychologie, der für uns am wichtigsten ist, die Motivenlehre. Zunächst wurde fraglos die Bedeutung des bewußten Motivs und die Promptheit und Folgerichtigkeit unseres Reagierens darauf gründlich überschätzt. Sodann aber tat man damals eben die ersten Schritte nach einem fernen Gebirge hin — was Wunders, daß seine Linien viel einfacher schienen als uns, die wir mitten in den Geröllhalden herumklettern? Daher kommt es, daß man die individuellen Motive als ein letztes Datum hinnahm und wenig nach ihrer sozialen Formung und Bedingtheit fragte, und daß man sich mit einigen wenigen und einfachen begnügte, wie Egoismus, Sympathie usw. Besonders der Egoismus kam ganz bedenklich zu Ehren. Und um das Malheur vollzumachen, wurde er auch noch ganz individuell gefaßt — seine Abstufungen in den Kreisen von Familie, Klasse, Nation, Rasse wurden, wenn nicht übersehen, so doch wenig beachtet — und ganz hedonistisch orientiert, d. h. an den treibenden Faktor eines lediglich lustsuchenden und schmerzfliehenden Wollens gekettet: dieser hedonische Egoismus war die Basis des Systems, für das

der Name Utilitarismus üblich wurde und das seine Vollendung unter der Führung Benthams errang und noch bis zum Tode des jüngeren Mill (1873) als die in Fachkreisen „herrschende“, wenn auch sonst gründlich unpopuläre Ideenrichtung auf diesem Gebiet in England bezeichnet werden kann, soweit es jemals einen Sinn haben kann, von „herrschenden“ Ideenrichtungen zu sprechen.

Das alles reicht weit zurück. Schon Hobbes (elements 1640, De cive 1642) geht von einem solchen hedonischen Egoismus aus, der von ihm während seines Pariser Aufenthalts von Gassendi entweder übernommen oder in ihm bestärkt wurde. Die Sache lag nahe genug, und schon vor Hobbes war man in England und in Italien in diesem Fahrwasser. In dieser Zeit nun reagierten wohl viele gegen den hedonischen Egoismus — wohl mehr gegen seine angebliche oder wirkliche Ideallosigkeit, als gegen seinen Wert als Erklärungsprinzip —, aber er setzte sich dennoch fast auf allen Gebieten durch. Und wir werden das verstehen. Lebensauffassung war das freilich keine, aber es war sicher eine erste Annäherung zur Erfassung des Motivlebens. Weder „Egoismus“ noch „hedonischer Egoismus“ sind wirklichkeitsfremde Phrasen oder Namen für uninteressante Dinge: Immer muß die Rolle, die sie spielen, erheblich sein, und wenn man von ihnen ausgeht, kann man zwar nie die volle Wirklichkeit, wohl aber ein erkleckliches Stück der Wirklichkeit begreifen. Vor allem ist dieses Moment real und beobachtet, nicht etwa eine metaphysische Spekulation. Mag die Beobach-

tung roh sein — sicher ist sie das ja — so kann man doch, was aus ihr abgeleitet wird, nicht einfach als spekulativ und unwissenschaftlich verwerfen.

In der Analyse des Denkprozesses als solchen wurde meines Wissens nicht viel geleistet. Er war noch ein vorwiegend metaphysisches Problem. Auch die Logik im engeren Sinn kam nicht wesentlich weiter und noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts herrscht die alte Scholastik der Schlußlehre — noch John St. Mill studierte Logik an Du Trieu's manuductio ad logicam, die ganz mittelalterlichen Geist atmet. Desto mehr aber geschah in der Erkenntnistheorie, namentlich durch Hume. Seine Erkenntnis, daß die Kausalbeziehung nichts ist als eine spekulativ überschätzte Zeitfolge von Erscheinungen, ist nur einen Schritt von der soziologischen Erkenntnistheorie entfernt, die sich heute ankündigt. Allein dieser Schritt — nämlich das Begreifen der Art und Weise, wie aus zeitlicher Aufeinanderfolge psychisch jenes festere Gebilde wird, das wir Kausalrelation nennen, aus den Notwendigkeiten, unter denen die soziale Gruppe lebt — wurde meines Wissens nicht gemacht.

Es mag befremden, wenn ich jetzt die Leistungen jener Zeit auf dem Gebiet der Ästhetik übergehe. Könnte man doch das 18. Jahrhundert das ästhetische nennen! Im Leben wie im Denken kehrte man damals den ästhetischen Gesichtspunkt hervor, um das Leben zum Kunstwerk und das Kunstwerk lebendig zu machen — und das ästhetische Moment hat dieses Jahrhundert unserem Kultursystem ver-

macht. Trotzdem ist seiner Ästhetik, soviel ich sehe, nicht nur das soziologische Element fremd — das lag für die Ästhetik noch im Schoß der Götter — sondern sie ist auch noch so spekulativ, daß sie in dieser Übersicht nur in einer Beziehung Raum finden kann — in ihrem Einfluß auf das Denken in Gebieten, die sich heute mehr und mehr „soziologisieren"[1].

Das sehen wir gleich an der Ethik der Zeit. Die große Tat war die Eroberung des ethischen Feldes für die Sozialwissenschaften, das Entstehen einer Ethik als Sozialwissenschaft. Aber viele der feinsten Geister gingen nicht den direkten Weg zu diesem Ziel — es wäre ihnen sogar herzlich unsympathisch gewesen —, sondern sie interpretierten die Sittlichkeit als eine Forderung des ästhetischen Gefühls, sie suchten ihr Wesen im bewußten, harmonischen Gestalten des Lebens. Nicht besser hätte man den Geist der Zeit erfassen können, und das erklärt den so unglaublich großen Erfolg des brillantesten Vertreters dieser Stellung — Shaftesburys: Weithin und tief wirkte er, durch alle Länder und durch alle Gebiete. Aber eine Theorie der ethischen Tatsachen war das nicht. An der begannen andere zu bauen. Dabei ist es ganz Nebensache für uns, von wo man ausging. Mochte man die Sittlichkeit egoistisch fundieren, wie Mandeville in seinem bizarren Lehrgedicht, oder rein

---

[1] Vgl. jedoch Justis Winckelmann I, p. 200. Ferner sei immerhin betont, daß die starke subjektivistische Strömung in der Ästhetik jener Zeit (Harris, Mendelssohn, Sulzer z. B.) ihrer Natur nach in diese Richtung weist, wie wir das ja heute wieder sehen: Subjektivierung, Psychologisierung, Soziologisierung der Ästhetik sind Schritte, die hintereinander auf einem Wege liegen.

rational — hier gehen die Anfänge auf Spinoza und hinter ihn zurück — oder emotional — hierher gehört die Schule des common sense und hier liegen einige der Wurzeln der Stellung Kants in diesem Problemkreis — oder auf Sympathie wie Adam Smith, stets haben wir Versuche vor uns, die Tatsachen der Ethik auf erfahrbare Erklärungsgründe zurückzuführen. Wie die Erklärungen im Einzelnen gelangen, ist dann bloß von sekundärer Bedeutung. Der Weg zur Wissenschaft vom moralischen Motiv, Verhalten und Urteil war betreten.

Daß die meisten Autoren in diesen Richtungen noch gelegentlich nach metaphysischen Stützpunkten suchten, berührt das Wesen ihrer Gedankengänge nicht. Doch ist das interessant: Wie doch der forschende Geist vor den Abgründen schaudert, an denen die Forschung vorbei muß, wie er nur zagend vordringt, sich gelegentlich gleichsam die Augen verbindet, um nicht zu sehen, wo er landen muß, wie er das Ziel oft selbst nicht will, nach dem ihn unentrinnbare Notwendigkeiten treiben, wie er sich über die Fortschritte, die seine eigene größte Leistung sind, jeweils trösten muß! Genüge es, festzuhalten: Der Strom wissenschaftlicher Entwicklung brach sich mit Macht seinen Weg, obgleich noch mancher Felsen in seinem Bett stehen blieb, an dem sich für lange Zeit die Wogen umsonst abmühten.

Aber es wird nachgerade wichtig, zu betonen, daß die wissenschaftliche Betrachtung, deren Wachsen ich hier schildere, auch auf diesem Gebiet die im engsten Sinn philosophische weder verdrängen kann noch

„soll“. Die Ethik bleibt als ein Teil der Metaphysik, als eine philosophische Deutung der ethischen Tatsachen bestehen, wenngleich die letztern auch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung werden, ganz so, wie die Religion dadurch nicht berührt wird, daß die religiösen Tatsachen wisssenschaftlich analysiert werden. Das verkannte man damals und das verkennt man zum Teil noch heute. Daher stammt ja die Feindseligkeit gegen diese Wissenschaften und die stete Lust des Philosophen, ein Ephorat über sie auszuüben. Und damals war die Differenzierung zwischen beiden Problemreihen erst in den Anfängen, und dicht neben- und durcheinander finden wir die Elemente von ethischen Philosophien und ethischen Wissenschaften. So wenden Freund und Feind oft Argumente gegen beide an, die nur für die einen Sinn haben, und so entsteht die Konfusion, in der schließlich den Leistungen jener Zeit gleichzeitig basenlose Spekulation und brutaler Empirismus vorgeworfen wird.

Das aber erklärt es nur zum Teil, daß die von damals auch stets, oder fast stets — denn die Strömung, aus der Kants Vernunftkritik erwuchs, hatte schon im 17. Jahrhundert eingesetzt — einen Moralkodex aus ihrer Moraltheorie gewinnen wollten und zwar einen, der für alle Zeiten und Orte gelten und an dem alle empirisch gegebenen Moralkodices zu messen sein sollten. Das wollten sie nicht bloß in ihrer Eigenschaft als Moralphilosophen, eine Funktion, die sie allerdings fast immer ausübten, sozusagen im Nebenamte, sondern auch aus einem anderen Grund, den ich schon angedeutet habe. Die Zeit fragte vor

allem: „Was sollen wir?“ Sie dürstete nach praktischer Weisheit, nach Hilfe in der Fülle des realen Lebens. Die Forscher fühlten mit ihr, denn nur langsam erwuchs das spezifisch wissenschaftliche Interesse. Und die Forscher meinten um so mehr die Dürstenden tränken und die Hungernden speisen zu können, als sie die unüberbrückbare Kluft zwischen Erkenntnis und Zielsetzung nicht sahen. Die Zielsetzung schien ihnen einfach aus der Erkenntnis zu folgen, auf einem Weg zu liegen, der sich von dem, der zum Beweis einer Proposition Euklids führt, gar nicht unterscheidet. Sie waren sich nicht bewußt, daß, sowie von Wollen und Sollen in anderem Sinn die Rede ist als in dem Sinn, daß das tatsächliche Wollen und Sollen konkreter Menschen und Völker und Zeiten kausal begriffen werden kann, der Waggon der Wissenschaft den Schienenweg der Logik verläßt und in die Luft fliegt. Warum hätten sie also dem tiefsten Sehnen des Menschen Steine statt Brot bieten, auf die tiefsten Fragen mit einem Achselzucken antworten sollen — wie wir es heute tun müssen, nachdem wir die Notwendigkeit des gewaltigen Opfers erkannt haben?

So gingen sie denn unbefangen von der Theorie des Seienden zur Forderung des Seinsollenden über, in der Ethik wie auf allen anderen Gebieten. Daher machten sie den aussichtslosen Versuch, ein für alle Zeiten und Orte „giltiges“ — wenngleich erst durchzusetzendes — Sittengesetz zu erkennen, von dem sie oft auch noch behaupteten, daß es tatsächlich Ziel und Sinn der tatsächlichen Entwicklung ausdrücke.

Und das war der zweite große Irrtum der Zeit in bezug auf Überschätzung der Leistungsfähigkeit des Vernunftapparats: Es gibt allgemein giltige Erkenntnisse über das Phänomen der Sittlichkeit, es gibt aber keine allgemein giltigen sittlichen Ideale[1]. Wie gesagt, jene Zeit selbst schon hat diesen Irrtum überwunden und Hume und Kant haben gezeigt, wie unvermeidlich jenes Opfer ist. Doch in der Praxis wirkte er fort. Weil sich nun auch die Folgezeit gerade für dieses Sollen, diese praktischen Programme besonders interessierte und den Rest — der den Kern enthielt — einfach nicht sah, so verwickelte sich mit der Niederlage dieses Teils des Schaffens jener Zeit eine Niederlage des Ganzen. Wir aber müssen beides unterscheiden: Die Theorie des Wesens, der Funktionen, des Entstehens ethischen Urteilens und Verhaltens, die die Basis unserer eigenen Arbeit auf diesem Gebiet und die geschaffen zu haben unsterblicher Ruhm ist — und die konkreten „Forderungen", die wir zum Material der Ideengeschichte legen müssen, wo schon alle anderen Ethiken der Welt ihrer analytischen Erklärung harren.

Von einem anderen Standpunkt könnte man die geistige Heldentat, die in der Eroberung des Feldes der ethischen Tatsachen lag, auch so ausdrücken: Die Sittlichkeit ist ein soziales Phänomen, das nicht erst von einem konkreten Sittenkodex geschaffen wird, sondern aus den Notwendigkeiten sozialer Existenz selbst herauswächst und aus ihnen zu ver-

[1] Vom Standpunkt der Wissenschaft und dann, wenn man das Wort „allgemein giltig" in beiden Fällen in gleichem Sinn verwendet.

stehen ist, so daß es in diesem Sinn unabhängig von jedem solchen Kodex — der nur ein Versuch ist, die reale Sittlichkeit zu formulieren und zu beeinflussen — existiert und jedem solchen Kodex gegenübergestellt werden kann. Das Phänomen hat seine eigene Logik, seine eigenen Bestimmtheiten, die wir erforschen können wie eine Naturerscheinung. Da diese Bestimmtheiten sich aus der „Natur“ des Menschen und des sozialen Zusammenlebens ergeben, kann man von einer „natürlichen“ Sittenlehre im Gegensatz zu einer gebotenen sprechen, und da diese Bestimmtheiten erfahrungsmäßig erforscht werden können, von einer natürlichen Sittenlehre im Gegensatz zur theologischen oder überhaupt metaphysischen. In diesen beiden Gegenüberstellungen drückt sich der tiefere Sinn aus, in dem das Wort „natürlich“ damals gebraucht wurde und der ungeheure Fortschritt, der darin lag. Freilich kam dazu die eben behandelte Verirrung, die gleichzeitig von einem inhaltlich bestimmten natürlichen Idealzustand sprechen ließ, der den Dingen immer und überall entspreche und praktisch durchgeführt werden müsse, und die Assoziation mit dieser Verirrung wurde dem großen Gedanken selbst gefährlich.

In ganz demselben Sinn sprach man nun damals von einem „Naturrecht“ — leider auch hier die Idee eines darauf zu basierenden ewigen Gesetzbuchs damit verbindend. Das Naturrecht in dem Sinn, in dem es für uns allein in Betracht kommt, beruhte auf der Erkenntnis, daß das Recht aus den sozialen Notwendigkeiten geboren und durch sie zu verstehen

ist, und ist daher seinem Wesen nach eine Theorie des Rechtsphänomens, und zwar eine empirische, wissenschaftliche Theorie im Gegensatz zu einer mit Unerfaßbarem arbeitenden Spekulation.

Damit berühren wir einen Ideenstrom, von dessen unendlichem Reichtum und unendlicher Bedeutung, wie ich fürchte, man in wenigen Worten keine Vorstellung machen kann. Was der Nil für Ägypten ist, das war das Naturrecht im 18. Jahrhundert für das sozialwissenschaftliche Geistesleben und selbst über die Grenzen der Sozialwissenschaften hinaus, vor allem in Deutschland. Von ihm aus und durch seine Kanäle hindurch wirkte vor allem das neue Leben der Geister. Durch seine Vermittlung drang die Fragelust in neue Gebiete und aus seinem Schoß wurden neue Wissenschaften geboren. Von ihm aus erneuerte sich der wissenschaftliche Gedanke und selbst die Philosophie und von ihm drang man — über Spinoza, Hobbes, Bayle, Descartes, zur Höhe vor, auf der Leibniz steht und über sie hinaus zu Kant und Goethe.

Daß gerade die Rechtslehre das leisten konnte, richtiger gesagt, daß alle jene großen Bewegungen zunächst in der Form einer Rechtstheorie auftraten, lag natürlich nur daran, daß noch im 17. Jahrhundert die Jurisprudenz fast die einzige große Laienwissenschaft war und der Weg zu Forschungsarbeit und überhaupt zu allgemeiner Bildung vor allem durch das Rechtsstudium führte. Man darf sich natürlich nicht die eigentlichen Berufsjuristen als Träger der Fahne denken. Vielmehr legten ihr Bildungsgang und die

Zeitverhältnisse den führenden Geistern gerade das Rechtsproblem besonders nahe und der erstere bringt auch eine Eigentümlichkeit der Darstellung mit sich, die den modernen Leser oft fast humoristisch berührt und die man überwinden muß, wenn man zum Wesen der Gedankengänge vordringen will: Die Verwendung juristischer Argumente in allgemein sozialwissenschaftlichen Fragen. Man glaubte oft etwas geleistet zu haben, wenn man die Herrscherstellung der Fürsten z. B. als Mandat konstruierte (Hobbes) und mancher kräftige Gedanke erscheint im Maskenkleid einer Pandektenstelle.

Der Held des Heeres war Grotius. Ich kann auf die Entwicklung nicht eingehen und nicht zeigen, wie das Naturrecht vornehmlich in Italien langsam emporwuchs, bis Grotius es in ein System brachte. Sonst wären eine bunte Reihe von Namen, wie S. Thomas Aquinas und Macchiavelli, Gentile und Gassendi, Dante und Baco zu nennen. Bei Gassendi und Hobbes finden wir zahlreiche Anklänge von den Sophisten her, so daß sich wohl eine imposante Entwicklungsreihe aufstellen ließe. Genüge es, zu sagen, daß in Grotius' Hand das Problem des Rechtes definitiv Autonomie gewann, wenngleich selbst der gute Pufendorf, der die widerspenstige Gedankenmasse des ‚de jure belli et pacis' in ein schönes, glattes Lehrbuch knetete (Elementa jurisprudentiae universalis methodo mathematica) noch den jussus Dei einführt und erst bei Francis Hutcheson, dem Lehrer Adam Smiths, das Naturrecht ganz auf eigenen Füßen steht und nichts Metaphysisches mehr an sich hat. Und Grotius er-

kannte auch den Charakter des Rechts als eines nicht nur natürlichen, sondern auch sozialen Phänomens. Er vollzog die Scheidung von der Ethik, die den Juristen früherer Zeit fremd gewesen war — war doch für sie das Recht die allgemeine ars boni et aequi, die einheitlich als Exegese der vorhandenen Gebote weltlicher und überweltlicher Gesetzgeber darzulegen war. Es liegt keine sachliche Differenz darin, wenn Leibniz — hier ganz Schüler von Grotius — das Recht wieder fast in der Sittlichkeit aufgehen läßt: Die Erkenntnis, daß das Recht und die Sittlichkeit besondere Phänomene seien, war ein Schritt der Analyse. Die Erkenntnis, daß beide aus derselben sozialen Wurzel sprießen und analog zu begreifen seien, ein weiterer Schritt. Auf Leibniz und Pufendorf folgte dann Wolff, der das Naturrecht dem System der Moralwissenschaft definitiv einfügte, wie das schon vorher anderwärts, besonders in Schottland, geschehen war.

Das also war das Naturrecht, das durch das ganze 19. Jahrhundert der Prügelknabe unter den Sozialwissenschaften war. Generation nach Generation von Schülern wuchsen heran, die alle sorgfältig gelehrt wurden, darüber zu lächeln und niemand, der etwas auf sich hielt, konnte davon ohne mitleidige Geringschätzung sprechen . Es wurde — und oft von einem und demselben Kritiker — als halbmaterialistischer, mechanischer „Naturalismus“ verschrieen, der allem Idealen und Emotionellen verständnislos gegenüberstand, bald als höchste spekulative Verirrung eines Rationalismus, der nie in die Wirklichkeit blickte und

sie a priori modeln wollte, so daß alle exakte Forschung diese Philosophien beiseite schieben und die Arbeit von neuem beginnen müsse. Und abgesehen von diesem Widerspruch passierte Manchem auch noch das Unglück, daß er das Naturrecht als aprioristische Spekulation verwarf, aber dann vor Hegel eine Verbeugung nach der anderen machte: nach welchem Prinzip, ist etwas geheimnisvoll; es sei denn das Prinzip, daß man die Spreu vom Weizen sondern müsse, um die Spreu sorgfältig aufzubewahren und den Weizen fortzuwerfen. Jedenfalls — ein enges, banales, unwissenschaftliches Gemenge von Aufklärungsvorurteilen, von dürren, scholastischen Dogmen, die man in unbegreiflicher Beschränktheit für der Weisheit letzten Schluß hielt — das ist ungefähr das Bild, das man uns seit hundert Jahren und mehr vom Naturrecht entwirft.

Ist das so?

Wiederum: Scheiden wir drei ganz verschiedene Dinge:

Erstens scheiden wir Rechtstheorie und Rechtsphilosophie. Mit der Bestimmtheit der Ausdrücke steht es ja leider so schlimm und vielfach mußte sich die Rechtstheorie später wieder im Sturm der Zeit in die Rechtsphilosophie flüchten, deren „Geschichte“ sich notdürftig im Lehrbetrieb erhielt. Ich meine: Scheiden wir die Wissenschaft vom Rechtsphänomen (nicht zu verwechseln mit der Anwendungstechnik, welche wir unter Jurisprudenz verstehen), von der Metaphysik, der philosophischen Deutung des Rechts. Beide haben miteinander n i c h t s, gar nichts zu tun

und die letztere gehört nicht zur ersteren — nicht weil sie zu schlecht oder zu gut dazu wäre, sondern weil sie etwas völlig Wesensverschiedenes ist. Und beide lassen sich bei den Lehrern des Naturrechts scheiden, nur daß sie mitunter nebeneinander stehen. Nur mit der Rechts*theorie* haben wir es zu tun, wenngleich die Kritik sich viel mehr für die Rechtsmetaphysik interessierte und wenngleich gerade die Rechtsmetaphysik von Kant und Fichte aus munter weiterlebte, während die Theorie verdorrte.

Zweitens scheiden wir Rechtstheorie und das Predigen eines idealen, unwandelbaren Rechtssystems. Das Letztere halten wir nicht nur wegen der darin liegenden Vernachlässigung der historischen Bedingtheit jedes Ideals, sondern aus denselben — logischen — Gründen[1] wie in der Ethik, auch prinzipiell für verfehlt.

Drittens also bleibt nur die Rechtstheorie übrig. Vor allem muß betont werden, daß die Rechtstheorie des Naturrechts — im Sinne, nochmals sei es wiederholt, eines Systems von Erkenntnissen über das Wesen des Rechtsphänomens — keine Einheit ist. Einheitlich ist daran nur der große Grundgedanke der wissenschaftlichen Untersuchung dieses bis dahin der Wissenschaft fast ganz entrückten Problemgebiets. Im übrigen finden wir einen bunten Reichtum von Anregungen und Gesichtspunkten — nach

[1] Die Folgezeit stützte ihre Kritik nur auf das erste und nicht auf das zweite Moment. Sie warf ferner Rechtstheorie und Rechtsideal — wie ich der Kürze halber sagen will — zusammen. Und das sind *ihre* großen Fehler gewesen, die ihre Kritik der besten Frucht beraubten.

allen Seiten dringt die wissenschaftliche Armee — heftig unter sich streitend — über das Gelände. Von einer dogmatischen Enge ist auch nicht eine Spur.

Man suchte den Schlüssel des Verständnisses im menschlichen Handeln und wollte es auf Erklärungsprinzipien zurückführen, die Introspektion, Beobachtung des Alltags und die Geschichte, so wie man sie damals kannte, boten. Da haben wir vor allem das Prinzip des Utilitarismus, des hedonischen Egoismus. Im 17. Jahrhundert mit glänzender, übertreibender Energie von Hobbes vertreten, wurde es sogleich von Grotius bekämpft und niemals hat es ausschließlich geherrscht. Bei Pufendorf finden wir eine Mittelstellung, welche diesem Moment seinen Platz anzuweisen sucht, ohne doch andere Momente zu erschlagen, den Versuch also, den hedonischen Egoismus als Tatsache anzuerkennen und zur Erklärung zu verwerten, aber nur in einer Reihe mit anderen Momenten — in der Tat ein Versuch in sehr gesunder Richtung, wenngleich darin von der Kritik nur ein Widerspruch gesehen wurde. Und innerhalb des Systems der Moralwissenschaft behauptete sich diese Stellung bis bei Bentham wieder der Utilitarismus, wenn auch zum Teil vertieft und sorgfältiger definiert, zu ausschließlicher Geltung kam. Innerhalb dieser Grundlinien sind zahllose Nuancen zu unterscheiden; wir wollen nur auf den Gegensatz zwischen der Theorie hinweisen, die von einem vernunftbeherrschten, hedonischen Egoismus ausging und daraus direkt die gesellschaftlichen Zusammenhänge verstehen wollte, und der Theorie — in voller Schärfe

finden wir sie nur bei Hobbes, schon sehr abgeschwächt bei Spinoza —, welche den Kampf individueller Egoismen prinzipiell zum primitiven bellum omnium contra omnes der Sophisten werden und die Gesellschaft nicht durch den hedonischen Egoismus direkt, sondern durch die politische Gewalt zusammengehalten sein ließ.

Natürlich können wir keine dieser Auffassungen heute mehr als bare Münze nehmen. Sie waren erste Annäherungen. Man frage sich aber nur selbst, wie man die Sache anpacken würde und man wird sofort finden, daß diese Ausgangspunkte naheliegen — vor allem aber, daß ihnen Tatsachen zugrunde liegen. Das Naturrecht war in seinen Grundlagen, wie jede positive Wissenschaft, streng „induktiv“ und nur weil die Induktion, wie in den Anfängen jeder Wissenschaft, unsicher und unvollständig war, erscheint sie nun so schlecht fundiert oder überhaupt im Lichte von aprioristischen Obersätzen. Eine Tatsache sprach auch das wichtigste von jenen Prinzipien aus, auf denen die Gegner des Utilitarismus fußten: Gentiles und Grotius' Soziabilitätsprinzip. Trieb nach gesellschaftlichem Zusammenleben — das klingt an sich wahrlich nicht besonders großartig. Ein „Trieb“ darf überhaupt nie letztes Prinzip einer Erklärung sein, denn er muß selbst erst erklärt werden. Abgesehen davon ist dieser Trieb offenbar bedenklich vage. Aber wenn das eine primitive wissenschaftliche Auffassung war, so war sie doch streng wissenschaftlich und aus den Tatsachen abgelesen. Und es steckt viel mehr darin als man glauben möchte. Spräche man

das Prinzip etwa so aus: Das soziale Ganze formt das einzelne Individuum, so daß dasselbe ohne alle bewußte Entschlußfassung sich einer Stelle in diesem Ganzen eingepaßt fühlt und seine Handlungs- und Denkgewohnheiten von dieser Umwelt eingeprägt erhält, woraus sich eine Tendenz nach einem den sozialen Notwendigkeiten konformen Verhalten ergibt — so würde Grotes Prinzip gleich anders aussehen. In dieser Formulierung habe ich zugleich seine Bedeutung ausgesprochen: Es verkörperte sich in ihm die Tatsache der sozialen Wechselbeziehung, die Entdeckung des Phänomens „Gesellschaft", das von den späteren Naturrechtslehrern dann deutlicher herausgearbeitet wurde[1]. Man brauchte es nur unter die analytische Lupe zu nehmen, um auf alles das zu stoßen, was die soziale Welt im Innersten zusammenhält.

Eine der Methoden der Naturrechtstheoretiker — sie hatten schon fast alle Methoden, die wir heute haben — war auch die Vergleichung verschiedener sozialer Entwicklungsstufen — nebenbei gesagt, finden wir schon bei Leibniz auch die Idee der vergleichenden Jurisprudenz — und dabei wurden primitive Zustände für sie ebenso wichtig, wie sie es für uns heute sind. Und weil sie darüber weniger wußten als wir, so wurde das seither zu einer Quelle billiger Einwendungen. Doch ist nichts falscher, als zu glauben, daß ihre Ideen darüber — sie wichen voneinander

[1] In der Festschrift zum siebzigsten Geburtstag G. v. Schmollers hat v. Philippovich gezeigt, dafs der Begriff der Gesellschaft eigentlich von der Literatur des Naturrechts aus in die Nationalökonomie eingedrungen ist.

sehr ab — gar so ungeheuerlich gewesen seien. Daß sie primitive Zustände verherrlicht hätten, trifft nur ganz wenige, besonders Rousseau. Und vollends ist es nicht wahr, daß ihre falschen Auffassungen darüber sie zu wesentlichen Fehlern in den Resultaten geführt hätten. War doch ihr primitiver Zustand häufig nichts anderes als ein zum Zweck der Darstellung und Lehre konstruierter einfacher Zustand der Gesellschaft, dessen Charakteristika sie selbst nicht in die wirkliche Vergangenheit projiziert hätten. Ein Unglück war es freilich, daß sie diesen primitiven Zustand ebenfalls „natürlich" nannten und aus dieser Homonymie für sich und andere eine Quelle von Konfusionen schufen. Ganz so steht es mit dem berühmten „contrat social". Auch der war vielfach nur eine Darstellungsform der ratio der gesellschaftlichen Beziehungen. Und soweit eine tatsächliche Behauptung darin lag, hat sie — ebenso wie den primitiven Utilitarismus — schon das 18. Jahrhundert selbst überwunden (Hume). Es war ja eine Zeit rasch vorstürmenden Fortschritts und die Geister häuteten sich oft: Da darf man nicht aus jedem Hilfsgerüst, das die Baumeister selbst bald wieder abbrachen, eine Einwendung machen. Hierher gehört auch ihr angeblicher Glaube an eine immer und überall konstante und bei allen Leuten wesentlich gleiche Menschennatur. Sie nahmen gewiß an, und für weitaus die meisten Zwecke der Sozialwissenschaft ist das völlig erlaubt, daß die allgemeinen Grundzüge des Trieblebens und des Denkprozesses sich in historischen Zeiten nicht wesentlich verändert hätten. Aber es ist ihnen nie

eingefallen, die individuellen Differenzen an Intelligenz und Energie zu verkennen[1].

Was war das nun, was jene Forscher betrieben — diese Untersuchungen über das Wesen der Gesellschaft und der sozialen Zusammenhänge, diese Versuche, den sozialen Menschen zu analysieren, dieses Streben nach allgemeinen, unmetaphysischen Erkenntnissen? Das war nichts anderes als Soziologie — in ganz demselben Sinn wie wir sie heute treiben, und von uns nur getrennt durch Fortschritte der Technik der Wissenschaft. Darin denn liegt die höchste reinwissenschaftliche Bedeutung des Naturrechts, daß es die große, neue Wissenschaft vom sozialen Menschen schuf. Dort lagen die Quellen für einen der drei Flüsse wenigstens, aus denen dann der Strom der Soziologie entstand — der zweite Quellfluß ist die schon erwähnte Psychologie und Ethik, der dritte die noch zu erwähnende Geschichtstheorie — und unendliche Anregung gewährt die Lektüre jener Autoren, wenn der Leser in diesem Geist an sie herantritt, denn nie vorher, nie nachher war jemals der Gedanke so frei, so kühn.

Und was heißt das, bei jedem Rechtssatz auf das Wesen der sozialen Beziehung blicken, die er regelt, oder auf das Wesen der wirtschaftlichen Vorgänge,

---

[1] Wenn sie politische und rechtliche Gleichheit aller Staatsbürger forderten, so kann man sagen, dafs eine solche Forderung nicht in die Wissenschaft gehöre. Aber man kann nicht, wie Stahl es tat, sagen, dafs diese Gleichheit in Widerspruch stehe mit der natürlichen Ungleichheit der Menschen und deren Konsequenzen. Denn politische und rechtliche Gleichheit gibt gerade den natürlichen Ungleichheiten erst freie Bahn, um sich auszuleben.

aus denen er entspringt und ihn daraus abzuleiten suchen? Das heißt soziologische Jurisprudenz treiben — heißt mit Bewußtsein und systematisch gerade das tun, was heute als unerhörte Neuerung erscheint und sich mit Schmerzen und Kämpfen in unseren Tagen wieder durchzusetzen beginnt!

Ich persönlich werde niemals müde, den echt wissenschaftlichen Geist — dem noch keine Masse von Detail seine Elastizität geraubt hatte — und den wissenschaftlichen ardor dieser Autoren zu bewundern. Wenn immer ihnen etwas erklärungsbedürftig erschien, suchten sie eine abgerundete Theorie des betreffenden Gegenstandes zu meißeln. Wenn ihnen z. B. ein Rechtssatz wirtschaftlicher Natur zu sein schien, so begnügten sie sich nicht etwa mit einer Tatsachensammlung über das konkrete wirtschaftliche Verhältnis, oder einigen populären Erklärungen seiner Funktionen, sondern sie setzten ihn in Beziehung zu einer in sich geschlossenen Theorie des ökonomischen Lebens, die sie zu diesem Zweck geschaffen hatten und von dieser aus, der ihr Interesse mehr galt als dem Rechtssatz, suchten sie ihn zu verstehen: Die wissenschaftliche Aufgabe an der Jurisprudenz schien ihnen im sozialen und wirtschaftlichen Verständnis, die pädagogische Aufgabe vor allem in der Vermittlung des Verständnisses des Wesens der sozialen Dinge zu liegen — Ideale, denen wir heute wieder zulenken.

So wurde denn die Nationalökonomie aus dem Naturrecht geboren. Allerdings erfuhr sie einen gewaltigen Zufluß von Kraft und Material und einen

gewaltigen Impuls aus den Diskussionen praktischer Fragen der Zeit, die seit dem 16. Jahrhundert immer reichlicher fließen. Aber obgleich darin so mancher gute Gedanke auftauchte — im ganzen boten diese Diskussionen doch nur die Argumente des Laien, die sich allerdings zum Teil bis heute nicht wesentlich verändert haben. Zur Wissenschaft kann ein Gebiet so nie werden — die Erörterung praktischer Fragen ist bestenfalls Anwendung schon gewonnener Erkenntnis, meist aber Schlimmeres. Zur Wissenschaft wurde die Nationalökonomie erst durch das Naturrecht. In seinem Schoß entstanden bald jene Untersuchungen der fundamentalen Probleme des Wirtschaftsprozesses, die z. B. bei Pufendorf zu einem hübschen kleinen Lehrgebäude wurden, das von ihm Hutcheson, von diesem A. Smith übernahm. Besonders eine Schule des Naturrechts entstand, die vornehmlich hier Erfolge erzielte, Erfolge, deren Frische, Originalität und Bedeutung nicht so leicht ihresgleichen hat: Die Schule Quesnays, die Physiokratie. Und von allen Seiten strömten die Leistungen selbständiger Geister in Fülle zu in der langen Reihe von Locke bis Hume. Smith hat dann das meiste zusammengefaßt, und der Wealth of Nations (1776) bezeichnet den Markstein, an welchem die originelle Entwicklung der Ökonomie innerhalb des Naturrechts ihren Höhepunkt und ihr Ende erreicht — wenngleich der vorhandene Vorrat an ökonomischem Wissen noch längere Zeit vom Naturrechtssystem fortgeschleppt wurde. Ich kann die Mannigfaltigkeit des Geleisteten und die verschiedenen Errungenschaften in Italien, England,

Frankreich und Deutschland hier nicht darlegen. Mit allen Methoden wurde gearbeitet, und das Märchen von Spekulation und Tatsachenverachtung hat hier so wenig Sinn wie auf dem soziologischen Feld. Wohl waren alle großen Leistungen analytisch, theoretisch: Denn es war eine Zeit der Schöpferkraft und der Forschungslust, der Tatsachensammlung nie Selbstzweck sein konnte, eine Zeit, die erkennen wollte und begriff, daß wissenschaftliche Erkenntnis und Theorie dasselbe sind — die untertauchte im eigentlich wissenschaftlichen Interesse an der generellen Wahrheit. Aber deshalb wurde die Tatsachensammlung mit nichten vernachlässigt. Leider nur — alles andere, was verfehlt wurde, wäre leicht zu entschuldigen und zu verbessern gewesen — drängte sich auch hier die soziale Teleologie ein und der Glaube an ein allgemein giltiges wirtschaftspolitisches System: Man schmiedete Programme und man predigte eine Wirtschaftsverfassung, die für alle Orte und alle Zeiten gelten, allein der menschlichen Natur entsprechen sollte — und gerade das drang in die Menge, daran heftete sich die Kritik. Nun, darüber gilt dasselbe wie über den gleichen Punkt der Rechtslehre. Davon wollen wir nicht weiter reden.

Es wurde schon betont, es ist nicht wahr, daß damals die Geschichtsforschung zurückgedrängt worden wäre und es ist ein Mißverständnis, wenn man jener Zeit allen historischen Sinn abspricht. Im Gegenteil, es war eine Blütezeit auch der Geschichtsforschung, und ihre Methoden und Resultate stehen nicht mehr hinter denen der Gegenwart zurück, wie

die Methoden und Resultate der Theorie von damals hinter denen unserer Tage. Das 18. Jahrhundert sah die Geburt eigentlicher kritischer Geschichtsschreibung — am meisten Staub wirbelte Gibbon auf, aber er ist nur einer von Vielen in allen Ländern. Die Literatur der Zeit ist reich an Einzeluntersuchungen und an schönen Zusammenfassungen. Für uns nun ist eine große Wendung bedeutend, die sich damals vollzog. Schließlich — solange die Geschichtsschreibung bloße Geschichtsschreibung bleibt, ist sie ja doch niemals mehr als eine Kuriosensammlung oder ein Epos, das sein Interesse nur der naiven Freude an lebendigen oder uns berührenden Begebenheiten verdankt. In das Reich des wissenschaftlichen Gedankens tritt das historische Material erst ein, wenn es einerseits zum Objekt der Anwendung der sozialwissenschaftlichen Resultate wird, so daß die historischen Phänomene analytisch erklärt werden[1], — wie die Naturgeschichte erst wissenschaftlichen Charak-

[1] Das heißt nicht, daß das konkrete Phänomen in seiner konkreten Fülle jemals aus Gesetzen „abgeleitet" werden könnte, sondern nur, dafs seine unterscheidbaren Elemente uns verständlich gemacht werden — wie ich auch nicht wissenschaftlich erschöpfend zeigen kann, warum und wieso ein Stein gerade dort liegt, wo er tatsächlich liegt, wohl aber darüber beruhigt sein mag, daß seine Lage sich aus den mechanischen Gesetzen prinzipiell verstehen läßt. Das heißt ferner nicht, daß unser Interesse an der Geschichte von diesem Gesichtspunkt aus etwa erschöpft werden könnte, sondern nur, daß unserm *wissenschaftlichen* Interesse gerade dieser Gesichtspunkt eigen ist. Unser Interesse an den Dingen ist natürlich nicht bloß, es ist nur in seltenen Fällen sogar, ein Erkenntnisinteresse. Und Erkenntnis bedeutet noch nicht wissenschaftliche Erkenntnis, denn es gibt Erkenntnis auch außerhalb der Methoden, die die Wissenschaft entwickelt hat.

ter erhält, wenn Physiologie, Biologie, Chemie usw. ihre an sich wissenschaftlich ziemlich gleichgültigen Tatsachenmengen verarbeiten, — und wenn der historische Rohstoff andererseits zur Basis von Abstraktionen wird, wenn sich direkt aus ihm und an ihm Regelmäßigkeiten ergeben, die sich mehr oder weniger allgemein formulieren lassen.

Das nun geschah damals: Man begann die Geschichte immer mehr mit dem Auge des Theoretikers zu betrachten und in der Geschichte immer mehr nach Notwendigkeiten zu suchen. Schon auf fachhistorischer Seite sehen wir eine Wendung nach dieser Richtung — daher das Präponderieren der Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, daher die Neigung zu großen Ausblicken auf die „Geschichte der Menschheit“ in ihrer Gänze, ein Ausdruck, der fast zu einer Modephrase wurde. Der Sinn für die Notwendigkeiten, für das Wesen, für die Gründe der Dinge zeigte sich auch hier. Aber hochinteressant ist es, zu beobachten, wie weit sich dieses Interesse außerhalb des engsten Fachkreises vorwagte und wie gesund sein Instinkt war. Möchte man es glauben — Iselin begann seine „Geschichte der Menschheit“ (1791) mit einer Psychologie und wendete das dann in der Weise auf die Geschichte an, daß er Entwicklungsstufen unterschied, die er psychologisch charakterisierte, was also jene Methode der Geschichtstheorie ist, die in unseren Tagen durch Karl Lamprecht zu neuem Leben erweckt wurde. Natürlich, psychologisch wie historisch gibt uns Iselin genug zu entschuldigen, wie denn, sei es gleich ge-

sagt, die meisten Theoretiker der Geschichte nicht auf der Höhe des historischen Wissens ihrer eigenen Zeit standen. Aber das ist ja — gerade für jene Pioniere — Nebensache und jeder kann das korrigieren. Das Entscheidende ist das klar gesehene, kühn angestrebte, großartige Ziel, das wie ein Wegweiser in die Welt ragt und nie seine Bedeutung verlieren kann.

Das ist also ein Beispiel für jene erste Art der „Verwissenschaftlichung" der Geschichte, für die Analyse des historischen Geschehens oder einer Seite oder eines Ausschnitts desselben mit Hilfe einer anderen Wissenschaft. Die völlige Freiheit von aller Metaphysik springt in die Augen. Hierher gehört auch Adelung, der es (1782) ausdrücklich ablehnte, das historische Geschehen aus metaphysischen Quellen abzuleiten oder es als unbeherrschbare Masse von einzigartigen Ereignissen („Zufällen") aufzufassen und das Prinzip ausspricht, daß ein jeder historische Zustand aus dem vorhergehenden begriffen werden muß. Hierher gehört auch Herder, so befremdend das klingen mag. Zunächst ist er ein Beispiel für eine von der erwähnten psychologisierenden verschiedenen Richtung: Klima und andere „objektive" Tatsachen treten bei ihm in den Vordergrund; Milieu und Tradition sind die Determinanten des historischen Geschehens. Nun, wenn das jemand anderer geschrieben hätte, so wäre die philosophische Welt fassungslos gewesen vor Entsetzen über diesen Positivismus, diesen Materialismus usw. Denn daß er daneben auch noch eine metaphysische Betrachtung der Geschichte

kennt, ändert gar nichts an der Situation und er weiß sie streng von der wissenschaftlichen zu scheiden — in der Tat gehört er zu den ersten, die begriffen haben, daß beide Betrachtungsweisen miteinander nichts zu tun haben. Aber er glaubt doch an direkte Eingriffe aus einer höheren Welt? Gewiß, nur passen diese Eingriffe so wenig zu seinen Grundgedanken, daß man sie wegstreichen kann, ohne daß sich am Kern seiner Geschichtsauffassung das geringste ändert, die im übrigen so „positiv" ist wie die Buckles. Ich kann nicht weiter bei diesem Thema verweilen und die Anfänge der ökonomischen Geschichtsauffassung, an die sich im 19. Jahrhundert die Marx' anschloß, müssen ebenso unerörtert bleiben wie so vieles andere.

Der andere Weg der Geschichte zur Wissenschaft wurde schon früh betreten. Ibn Chaldûn — der Historiker des Khalifats — ist da einer der ersten Namen, aber definitiv hat ihn erst Vico eingeschlagen — mit vollem Bewußtsein seiner Bedeutung, wie schon der Titel des betreffenden Werkes beweist: Principi di una scienza nuova 1721. Hier tritt der Gedanke des Parallelismus der Geschichte der einzelnen Völker, dann der Gedanke der periodischen Wiederkehr derselben oder ähnlicher Zustände im Völkerleben u. a. hervor — eben die Tendenz, im Epos der Geschichte nach Regelmäßigkeiten zu suchen[1].

---

[1] Die bloße Herausarbeitung konkreter Ursachen für konkrete Folgen, z. B. der konkreten historischen Umstände die zum „Erfolg" des peloponnesischen Kriegs führten, ändert noch nichts am „Eposcharakter" der Geschichte. Denn auch jedes Epos, das

Mit größerer Vorsicht und deshalb größerem äußeren Erfolg haben dann Montesquieu, Ferguson u. a. denselben Weg fortgesetzt. Aber nicht, was sie auf dem Wege erreichten, sondern daß sie ihn fanden, war auch hier das Große, daß Unvergängliche. Hier irgendwo wäre auch Burke zu nennen und viele andere aus einer prächtigen Schar. Welche Ausblicke sich von diesem Weg öffneten auf Höhen, die eine trügerische Spiegelung in herrlicher Nähe erscheinen ließ, davon nur ein Beispiel: Im Jahre 1785 schrieb A. Smith an einen Freund, er trage sich mit dem Gedanken, eine „philosophische" — was hier so viel ist wie analytische — Geschichte der Menschheit und der Wissenschaften und Künste zu schreiben. Eine Universaltheorie vom Menschen und der Gesellschaft und allen Lebensäußerungen, von denen die Geschichte erzählt! Welch ein Plan — freilich nie ausführbar für damals wie für jetzt, aber diese Erkenntnis ist ein Trost wie der, daß die Freuden vergangener Jugend doch nur Torheit waren. Auch Turgot hat ähnliches geplant und solche Pläne schwirrten damals durch die Luft.... Nicht als Träume von Dilettanten etwa oder als Spekulationen, sondern als konkrete Vorsätze starker, besonnener Geister. Welche Mahnung, welches Vermächtnis!

Von dem wissenschaftlichen Kern dieser empirischen Theorien ist aber nun wieder das metaphysische Moment zu scheiden, das sich gegen Ende des Jahr-

---

etwas wert ist, arbeitet — wenn auch an eventuell erfundenem Objekt — stets mit zureichenden konkreten Ursachenkomplexen für alle die Begebenheiten, die es schildert.

hunderts verselbständigte — Kant mag als Markstein dienen — und seither zur „Geschichtsphilosophie“ entwickelt hat. Und hier ist die Scheidung deshalb nicht immer leicht, weil auch der metaphysischeste Philosoph gelegentlich Behauptungen aufstellt, die nur einen empirischen, und mancher Empiriker gelegentlich Behauptungen, die nur einen metaphysischen Sinn haben oder keinen. Das hat denn auch die Geschichtstheorie noch mehr als die übrigen Leistungen jener Zeit in den Ruf unwissenschaftlicher Spekulation gebracht und dazu beigetragen, sie zu diskreditieren[1]. Und bis heute ist das so geblieben, ja zuzeiten noch schlimmer gewesen als im 18. Jahrhundert. Unnötig ferner, zu sagen, daß der böse Geist des Finalismus die sozialwissenschaftliche Arbeit auch auf diesem Pfad verfolgte. Er ist verantwortlich für all das Gerede von der unbeschränkten Vervollkommnung des Menschen im Laufe der Geschichte,

---

[1] Das erklärt es auch, daß dann das 19. Jahrhundert jene „Entwicklungsgesetze“ einfach ablehnte und hinter dem bloßen Wort schon etwas Metaphysisches vermutete. Auch hier liegt wiederum Vermischung zweier verschiedener und scheidbarer Momente vor. Man kann Entwicklungsgesetze, die mit „Entfaltung der Idee“ usw. arbeiten, ruhig ablehnen und trotzdem — und in rein positivem Sinn — das historische Geschehen auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis „verstehen“ wollen, was denn u. a. auch zu Erkenntnissen der Regeln führt, wonach sich Veränderungen vollziehen, also zu Erkenntnissen, die man sehr wohl Entwicklungsgesetze nennen kann. Freilich wiederum — und diese Komplikation von Ursachen ist sehr lehrreich — geschah das letztere vielfach in so dilettantischer Weise, daß daraus dann ein neues Argument gegen die Idee des Entwicklungsgesetzes erwuchs, das zwar nicht das Prinzip der Sache berührte, aber ganz dieselbe praktische Wirkung hatte, wie ein prinzipielles Bedenken.

von einem Idealzustand, dem die — als Einheit aufgefaßte — Menschheit zustrebe, für all den Mißbrauch des Wortes „Civilisation“. Das machte dann die Geschichtstheorie zum Tummelplatz aller möglichen Dilettanten und Weltverbesserer und auch das ist ihr bis heute geblieben. Einer der ärgsten aber auch glänzendsten Sünder in dieser Richtung war Condorcet. Doch kann sein Fall auch als Beleg dafür angeführt werden, daß schon das 18. Jahrhundert gegen diese Dinge reagierte. Zwar hat man die Hindernisse, die solchen Idealen in der menschlichen Psyche entgegenstehen, nicht völlig erkannt. Aber auf äußere Schranken des Fortschritts verfiel man bald, und Malthus' Essay on population wies energisch — zu energisch sogar — auf sie hin.

Vielleicht habe ich den Leistungen, von denen ich erzählen wollte, einen schlimmen Dienst getan dadurch, daß ich sie in eine dürftige Skizze preßte, die von der Fülle und Mannigfaltigkeit, der Kraft und dem Glanz der sozialwissenschaftlichen Arbeit jener Zeit ja doch keine Vorstellung geben kann. Aber vielleicht genügt das Gesagte zum Beweis, daß in der Literatur jener Zeit unter wertlosem, buntem Gestein viele schöne Brillanten liegen, nur noch nicht geschliffen und gefaßt. Vor allem aber wollte ich den großartigen Zug des wissenschaftlichen Wollens jener Zeit zeigen und Sinn und Richtung dieses Wollens, die der Folgezeit verloren gingen und von unverständiger Kritik entstellt wurden. Sinn und Richtung dieses Wollens lagen nicht in einer Neuauflage der Scholastik, sondern strebten nach ungekannten Ufern.

Diese Ufer, mochte sie auch noch dichter Morgennebel umhüllen, waren die Ufer empirischer Wissenschaft, nicht etwa die einer politischen Tendenz. Und man steuerte, zwar gewiß nicht immer ganz gerade, in richtigem Gefühl auf sie los. Freilich, um das sagen zu können, darf ich jene Arbeiten nicht im Geiste eines feindlichen Advokaten und auch nicht mit einer metaphysischen Brille lesen. Aber um das sagen zu können, brauche ich mich über keine der ja selbstverständlichen Unvollkommenheiten zu täuschen, die in hundert Jahren auch an unserer Arbeit (vielleicht schon früher) erkannt werden müssen — mögen die, die nach uns kommen, generöser mit uns verfahren als wir mit denen, die uns im endlosen Heereszug der Forschung vorangegangen sind! Diese Unvollkommenheiten waren zum Teil durch den Besitzstand an Material, zum Teil durch die Neuheit der Probleme gegeben. Prinzipielle Verirrungen, abgesehen von der Teleologie und dem Glauben an die Möglichkeit eines wissenschaftlich beweisbaren Sollens, vermag ich nicht zu sehen. Abgesehen von dieser Verirrung haben die von damals die Leistungsfähigkeit wissenschaftlicher Analyse wohl überschätzt, noch mehr die Bedeutung mancher ihrer Prinzipien, doch war ihr Weg nicht einfach falsch. Gewiß stürmten sie mitunter gegen Festungen, die überhaupt oder für damals uneinnehmbar waren, und diese Feldherren des Gedankens, die sich alles erst selbst schaffen mußten, büßten ihre Kühnheit mit schweren Verlusten. Aber ihre Niederlagen waren eben napoleonische Niederlagen und es geziemt uns

heute, mit Achtung auf die zurückblicken, welche die größte Geistestat der Menschheit, die Konzeption des Begriffes „wissenschaftliches Gesetz“ für das Gebiet sozialen Geschehens wiederholten. In diesem Wort kommt das ganze Ringen jener Zeit zum Ausdruck. Was liegt daran, daß sie ihm nicht immer — denn mitunter gelang es ihnen — schon jenen Sinn beilegten, der später als der richtige erschien, wenn sie sogar mitunter Opfer des Wortes „Gesetz“ wurden, das ja den Stempel vorwissenschaftlicher Auffassung trägt und noch in die fernsten Zeiten tragen wird? Das Wesen der Sache haben sie uns dennoch erobert und die Botschaft ihres Wollens kann niemals untergehen. Sie haben das größte Hindernis genommen und alles Weitere war verhältnismäßig leicht.

III.

Dieses Weitere, wie war es nun? Fast könnte es scheinen, als ob diese Frage sehr überflüssig wäre: Die Wege waren ja geebnet, das Werk begonnen — ist es nicht selbstverständlich, daß es fortgesetzt wurde, daß sich neue Generationen von Forschern fanden, die einfach dort fortfuhren, wo jene aufgehört hatten und daß ich nun von einer Reihe ununterbrochener Erfolge, von stetig aufwärtsstrebender Entwicklung zu erzählen habe? Leider ist das gar nicht selbstverständlich, sogar so wenig, daß niemand, der über die Art, wie sich aller menschliche „Fortschritt“ vollzieht, jemals nachgedacht hat, dergleichen erwarten würde — auch die Geschichte der Wissenschaft ist voll Enttäuschungen für jeden, der

in frohem Glauben an streng logischen „Fortschritt“ an sie herantritt, voll Enttäuschungen für den Intellektualisten, der im Verstand die treibende Kraft zum mindesten des Wissens sieht und wenigstens im Reiche der Wissenschaft den Menschen wirklich für sapiens hält.

Aber fragen wir uns zunächst, wie man sich eine solche Fortsetzung des begonnenen Werkes zu denken hätte. Wie wäre es zu machen gewesen, daß man über die Standquartiere von damals hinauskam ohne sie doch zu zerstören? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts das Reich der Sozialwissenschaften betraten, hätten respektvoll, wie es sich den Großen gegenüber geziemt hätte, aber energisch im Detail, an den einzelnen Punkten der vorhandenen Theorien weiterarbeiten müssen. Sie hätten da all ihre Originalität ausleben lassen und wirklich fruchtbar machen können. Sie hätten die Werke der Meister hernehmen und erst einmal an ihnen lernen, ihren Inhalt in sich aufnehmen und, wenn sie sie erst verstanden hätten, an der einen oder anderen Frage, die gerade ihrem Ideenkreis besonders nahe lag, in die Tiefe steigen sollen — erst an der Hand der Meister, dann allein weiter und immer weiter. Man sage nicht, so arbeite kein Genie. Denn erstens ist nur selten jemand ein Genie und zweitens haben alle großen Geister so gearbeitet — jeder muß so arbeiten, wenn seine Arbeit etwas wert sein soll: Raffael hat von Perugino und Newton von Galilei und Huyghens gelernt, ohne gleich zu kritisieren. Das ist die Voraus-

setzung aller tüchtigen Arbeit des Genies wie des Philisters, und die beiden unterscheiden sich nur dadurch, daß das Genie dann allein weiterkommt und Eigenes aus dem Gelernten formt.

Wenn man so verfahren wäre, dann wären drei Dinge eingetreten. Erstens: Von selbst, und ohne daß es jemand schreiend und gestikulierend hätte fordern müssen, hätten sich die wissenschaftlichen Arbeiter in die Welt der sozialen Tatsachen versenkt und unmerklich und schmerz- und kampflos hätten sich die Beziehungen zur Metaphysik gelöst — einfach durch die Logik der Situation, durch die Unmöglichkeit, sie festzuhalten. Philosoph und Forscher hätten das dann beide eingesehen, und beide Gebiete hätten ihre Grenzen und ihr Niveau gefunden und einander verstanden. Wie die Tatsachen und Theorien von selbst dieses Problem gelöst hätten, so hätten sie von selbst den Forschern die Arten ihrer Behandlung in jedem Fall aufgenötigt, und jeder hätte sich das gewählt, was seiner Anlage entsprach, ohne ungeziemende Reibereien mit den Arbeitern auf den Nachbargebieten — und alle Methoden hätten sich ruhig entwickelt.

Zweitens: Wenn man die überkommenen Theorien ruhig und gewissenhaft ausgearbeitet hätte, so wäre man dabei auf unbefriedigende Problemlösungen, mit Schlagworten überklebte Probleme und Widersprüche gestoßen. An allen diesen Punkten, wie der Motivenlehre, dem Arbeiten mit „Trieben“, dem Problem der Rolle und Formung des Individuums, der inneren Logik der ökonomischen Theorie

und der Theorie der Gesellschaft hätte sich originelle Kraft bewähren und an der Aufgabe versuchen können alles das nach und nach in Ordnung zu bringen. So wäre langsam aber unvermeidlich das ganze Gebäude ein anderes geworden, so wie die Eiche etwas anderes ist als die Eichel. Still und machtvoll wäre der Strom zu einem Meer geworden und alle noch so neuen Errungenschaften hätten sich — so erst wahrhaft fruchtbar werdend — als neue Jahresringe an den vorhandenen Stamm gefügt.

Drittens: Ganz von selbst hätte sich dabei auf Schritt und Tritt das Bedürfnis nach Zufuhr neuer Tatsachenmassen ergeben und man hätte sie sammeln oder sich an jene wenden können, die ihre Lebensaufgabe im Sammeln sehen. Ohne Lärm und ohne Prinzipienstreitigkeiten, die Unberufene in den Vordergrund heben, ohne persönliche Eitelkeiten und Gehässigkeiten, ohne alles das, was die unliebenswürdigsten Seiten der menschlichen Herzen an die Oberfläche steigen läßt — so möchte man sich wohl diese Entwicklung denken.

So ist es nicht gekommen. Wohl lebten manche Stücke der Geisteswelt des 18. Jahrhunderts weit in das 19. hinein. Die beiden auffälligsten Beispiele sind die deutsche Metaphysik der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und die „klassische Schule“ der Nationalökonomie. Aber schließlich erlag ja jene Metaphysik, scheinbar wenigstens, und sie kann uns hier nicht berühren. Und die klassische Schule der Nationalökonomie — ist nicht auch sie bald erlegen, so daß wir sie eben als Überbleibsel der alten Zeit be-

trachten können? An sich ist sie und besonders ihre markanteste Figur, David Ricardo, ein gutes Beispiel für jene Art von Fortschritt, welche ich soeben skizzierte. Er nahm das Wissen des 18. Jahrhunderts aus der Hand Adam Smith' und stürzte sich in das Tatsachen- und Gedankenmeer des Wealth of Nations. Er faßte seiner Anlage entsprechend das theoretische Knochengerüst der Sache an und fand es ungenügend. Und ohne ein Wort der Geringschätzung zu sagen, ohne auch nur von einem Gegensatz zu sprechen, suchte er es zu einem widerspruchslosen Ganzen umzuformen. Allein — ist das nicht eine Ausnahme gewesen, die der Sturm der neuen Zeit schließlich vernichtete? Ist es nicht trotzdem eine große Wahrheit, daß die im 18. Jahrhundert eingeleitete Entwicklung mit rauher Hand unterbrochen, die sprossende Knospe geknickt wurde und man von neuen Gesichtspunkten von Neuem begann — wenn auch im Anschluß an Ansätze, die sich schon früher zahlreich gezeigt hatten? In der Tat, eine Reaktion gegen die ganze Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts trat ein, laut und deutlich genug. Warum?

Nun, da müssen wir uns vor allem wieder vor dem, für alles ideengeschichtliche Verständnis so verderblichen Irrtum hüten, von der „Geistesrichtung" einer „Zeit" in einem anderen Sinn als dem einer Fiktion zu sprechen. Nicht nur keimen in jeder Zeit zugleich zahllose Pflanzen, die sich nicht alle miteinander vertragen, nicht nur koexistieren jeweils zahllose Strömungen, die einander entgegenarbeiten, sondern auch in der einzelnen Strömung sieht die

Sache sehr verschieden aus auf den Höhen und in den Niederungen. Eine weitere Kreise erfassende Geistesrichtung nun besteht immer aus Elementen vieler solcher Strömungen und stets nur aus Elementen der Niederungen. Gegen die „Geistesrichtung" des 18. Jahrhunderts erhob sich zunächst eine populäre Reaktion und in diesem Zusammenhang ist unter jener Geistesrichtung nichts anderes gemeint als Aufklärungsphilosophie und politischer Liberalismus, obgleich weder die eine noch der andere jemals „geherrscht" haben. Und weil diese Reaktion der große Resonanzboden aller anderen Gegenbewegungen, weil sie das machtvollste Element war, das den anderen Impuls gab und ihnen Erfolg sicherte, weil diese Stimmung endlich auch feinere Geister ihrem Einfluß unterwarf, so sei sie zuerst berührt.

Neue Ideen und neue Richtungen entstehen zunächst in engsten Kreisen. Da gewinnen sie ihre Propheten und Kämpfer, und von da aus entsteht im Falle des Erfolgs die große Staubwolke, die den Blick weiterer Kreise anzieht und lange darüber täuscht, wie verschwindend klein eigentlich die Schar der Jünger ist. Weitere Kreise absorbieren zunächst nur Schlagworte und bleiben sonst ruhig in den alten Bahnen. Soll es dann weitergehen, rühren diese Schlagworte an empfindliche Stellen und sieht es so aus, wie wenn sie blutiger Ernst werden sollten, dann zeigt es sich, wie wenig das Neue noch assimiliert ist und es entsteht eine Situation, die völlig analog einer Wirtschaftskrise ist. Auch das Wesen einer Wirtschaftskrise liegt darin, daß das, was der vorher-

gehende Aufschwung schuf, nur mit Schmerzen assimiliert werden kann und vieles Eingelebte bedroht, so daß es zu Paniken, Zusammenbrüchen usw. kommt. So etwas passierte damals. Die Schlagworte, die aus den Sozialwissenschaften in das „Publikum" drangen — stets Übertreibungen, meist auch Entstellungen — wurden schließlich unangenehm empfunden. Man begann sie gar als Ursachen der großen Revolution zu betrachten — und man wetterte gegen sie. Gerade der „kalte Rationalismus" der Aufklärung führte zum Wiedererwachen religiösen Geistes, gerade das viele Gerede von Weltverbesserung rief politischen Konservativismus zu neuem Leben oder besser — es weckte ihn aus seinem Schlummer. Es kam dann auch das bloße Moment der Ermüdung an nunmehr zu oft Gehörtem hinzu — das ja stets eine sehr wirksame Ursache politischer und sonstiger Stimmungswechsel der Menge ist: Man will von Zeit zu Zeit einfach „etwas anderes", was immer es sei.

Zu all dem kam aber, daß die Sozialwissenschaften weiteren Kreisen immer unsympathisch gewesen waren und es umso mehr wurden, je weiter und tiefer sie drangen. Die Abneigung gegen sie ist ähnlich zu verstehen, wie die Abneigung, die ein geselliger Kreis gegen eines seiner Mitglieder faßt, von dem die übrigen wissen, daß es ein böses Mundwerk hat. Man fühlt sich durch dasselbe geniert und bedroht. Und eine ganze Masse von Leuten fühlte sich in den Grundlagen ihrer sozialen Existenz und ihren Idealen geniert und bedroht durch die sozialwissenschaftliche Analyse, die fortwährend Fragen

stellte, fortwährend an den Fundamenten von Staat und Gesellschaft herumzuknabbern und der nichts heilig zu sein schien. Obgleich das sachlich der Wissenschaft gegenüber ein Irrtum war[1], so war das kein Irrtum gegenüber dem, was weitere Kreise von der Wissenschaft erfuhren und was ihnen aus der Hand der Literaten zukam. Man darf auch die Bedeutung der Tatsache nicht unterschätzen, daß wirklich nur das feststeht, was undiskutiert ist, also nur das, was unbewußt ist — denn mit dem Bewußtsein beginnt sofort das Fragen und Analysieren.

In diesem Sinn ist selbst der Apologet nur ein Vorläufer des Revolutionärs. Stellen wir uns vor, wir stünden in einer Bilderausstellung, versunken im Anblick eines Bildes. Und es träte da jemand an uns heran und sagte zu uns: „Warum bewundert ihr das, ihr Dummköpfe? Das ist ja nur Leinwand und Ölfarbe!" Was würde unser Eindruck sein? Nun derselbe, den manche angeblichen Resultate der Sozialwissenschaften auf manchen wackeren Mann gemacht haben, der kraftvoll handelte, kraftvoll glaubte und wenig grübelte. Und wir können dem Mann nicht ganz Unrecht geben: Das Bild ist nicht bloß Leinwand und Ölfarbe und selbst wenn es nichts anderes wäre — im künstlerischen Genuß oder im frohen Tun wollen wir nicht daran erinnert sein. Diese Reaktion gewann nun seit der Jahrhundertwende

---

[1] Denn die wissenschaftlichen Kreise waren nichts weniger als staats- und gesellschaftsfeindlich, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen.

schnell an Kraft und wirkte auf allen Gebieten, in denen es so etwas wie eine öffentliche Meinung gab. Vieles andere, wie die Erschöpfung, die auf die napoleonischen Kriege folgte und eine deutliche Gegenbewegung gegen die kapitalistische Entwicklung der vorhergehenden Jahrzehnte, machte sie für lange Zeit unüberwindlich. Und in der Hochflut dieser Strömung erschien dann manch alte Anschauung, die das 18. Jahrhundert argumentativ längst überwunden hatte, wie eine Neuheit, wie eine große Entdeckung und lehrt so dem Historiker der Ideen, daß nichts so lange leben, nichts so lange ohne Nahrung schlummern kann als unsere Vorurteile.

Und in der Wissenschaft — wie stand es da? Früher oder später — wie schon erwähnt, nicht gleichzeitig — sehen wir auf allen Gebieten der Sozialwissenschaft des 18. Jahrhunderts ein eigentümliches Erlahmen. Wo früher frisches Leben herrschte und originelle Gedanken sich tummelten, da geht es nun nicht mehr vorwärts. Das herrliche Erbe der Universal-Sozialwissenschaft des Naturrechts ist in hölzerne Hände geraten, in denen es siecht und verfault. Gegner haben nun ein leichtes Spiel nicht nur mit den unfähigen Epigonen, sondern auch mit den toten Löwen selbst. Langsam sinkt das Naturrecht erst überhaupt zu einer juristischen Spezialdisziplin und schließlich zu einer fast verachteten Spezialdisziplin herab, die alle Fühlung mit den lebendsten Elementen ihrer Zeit verliert und endlich sogar aus dem Lehrgang verwiesen wird, um zu einer nur mehr historisch interessanten Fossilie

zu werden. Aber eine Wissenschaft ist doch nicht in dem Sinn ein Organismus, daß sie erlahmen kann: Sie lebt doch nur in sich stets erneuernden Generationen! Wie also ist so etwas möglich? Auch daran kann es nicht gelegen haben, daß das Gebiet der Sozialwissenschaften, auch nur der Methoden, des 18. Jahrhunderts erschöpft war — denn wir sehen ja wie alles von Problemen und Anregungen wimmelte. Nun, eine Richtung, „Schule", oder Wissenschaft hat eben einen Altersbazillus ganz besonderer Art zu fürchten. Altern, siechen oder sterben kann sie nur auf eine Weise — nämlich dadurch, daß die neuen Generationen oder deren Talente sich von ihr abwenden. Vorhanden sind sie immer, die Talente sowohl wie die Aufgaben für sie. Aber die neuen Generationen wenden sich diesen Aufgaben und der vorhandenen Wissenschaft oder überhaupt der Wissenschaft nicht immer zu. Niemals deshalb, weil sie einzelne Lehrsätze dieser Wissenschaft nicht annehmen könnten oder ein begründetes Urteil über ihre Methoden hätten — dergleichen ergibt sich erst nach langer Arbeit und nach langer Arbeit ist man dann schon verwachsen mit dem Bestehenden und versteht man es viel zu gut, um es jemals völlig ausrotten zu wollen — sondern einfach deshalb, weil ihnen die ganze Sache nicht gefällt. Niemals liegt eine Erkenntnis einem solchen jähen Ausbrechen aus der bisherigen Richtung zugrunde — deshalb gibt es solches Ausbrechen nicht auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, weil deren strenge Methoden nur solche mitsprechen lassen, die das Vorhandene mehr

oder weniger kennen und verstehen — sondern stets nur ungestümes Wollen. Nicht nur das politische, alles menschliche und auch das wissenschaftliche Leben, ist nicht von Vernunft und Erkenntnis beherrscht. Gefühle, Leidenschaften, Schlagworte entscheiden auch das Schicksal von Wissenschaften. Deshalb wandten sich also die neuen Gelehrtengenerationen von den Leistungen des 18. Jahrhunderts ab, weil sie in ein Milieu gebettet waren, das diese Leistungen nach ihren populären und politischen Ausläufern beurteilte und verwarf. Das gab die Tendenz ab und das Wollen. Und zum Inhalt dieses Wollens wurde eben, was die Zeitumstände boten. So haben wir da wirklich eine zum Teil neue wissenschaftliche Welt vor uns, die nicht durch die Schule derjenigen gegangen war, die vorher in der Wissenschaft geschaltet hatten.

Dabei vereinigten sich die verschiedensten Elemente. Der eine zürnte der Epoche des Naturrechts, weil sie zu wenig positiv und empirisch, ein anderer stimmte ihm zu, weil sie zu positiv und antimetaphysisch gewesen sei. Der eine, weil er ihre schwachen Punkte erkannte — und mit ihm vereinigte sich der, der die starken nicht sah. Die einen — und zunächst waren das die meisten — bekämpften den pietätlosen politischen Fortschritts-, ja Revolutionsgeist darin, und ihre Schar vereinigte sich mit der Schar jener, die in jener Literatur einen Hort der Reaktion zu sehen begannen und ein Hindernis im Wege der Reform. Der Haß der einen wurzelte in religiöser Überzeugung, die man gefährdet glaubte — diesen sekundier-

ten andere, aus gleich heftigem Haß gegen die zu religiöse Stimmung, die in jenen Werken wehte. Der eine stürmte gegen den Individualismus des Naturrechts an, der andere half ihm, weil die Systeme der Moralwissenschaft das Individuum erdrückt hätten. Es begegneten sich, von allen möglichen Seiten zusammenströmend, Leute aller Tendenzen und aller Typen. Die stärksten Männer der Zeit waren darunter und auch deren schwächste — die, die über und die, die unter dem Geleisteten standen. Das gemeinsame Band war die Opposition, obgleich sich bald so etwas wie ein gemeinsames Aktionsprogramm herausstellte. Wer dächte nicht an analoge Erscheinungen im politischen Leben?

Ich suche nach Beispielen, an denen ich den einen oder den anderen Punkt deutlicher machen könnte. Nehmen wir etwa Carlyle her, den Schotten mit dem deutschen Geist. Gewaltig ragt er aus dem Strom der Zeit. Öffnet man seine Geschichte der französischen Revolution, so schlagen die Flammen des Genius heraus. Er predigt uns, die Geschichte sei ein Gewebe aus den Biographien großer Männer, in deren Tun, deren Motiven, lägen die letzten Gründe des Geschehens — sie selbst unanalysierbar, göttliche Funken. Er kündet vom autonomen Agens „Mensch". Er gießt die Schale seines Zornes über Nützlichkeitsphilosophie und Profitjagd aus. Er schüttelt die Fäuste gegen die Krämerseele der Wirtschaftslehre und deutet dann auf eine unzerzausbare Welt, die Schauer unendlicher Geheimnisse umhauchen. Er preist die große Seele Shakespeares, die alle Arten

von Leuten und Dingen in sich aufnehmen und sie darstellen konnte in runder Vollkommenheit und schiebt „das novum organum und all den Intellekt, den man in Bacon findet“, verächtlich beiseite. All das ist wahr und groß in seinem eignen Kreis — aber der liegt am anderen Ufer. Soweit die Wissenschaft da hinüber will, hat ja Carlyle ganz recht. Unsere Analyse produziert weder Falstaff noch Othello, noch Juliet noch Coriolan — und auch keine Weltanschauung. Nur ist sie dazu auch gar nicht da, und mit all dem wäre ihr auch nicht geholfen. Und das Reich, das auf ihrem Ufer liegt, das hat Carlyle fast nicht gekannt, und er hat gar nicht verstanden, daß auch dort die Sonne leuchtet. Deshalb ist er wie ein Kind, wenn er über ihre Dinge spricht. Doch nur um so größer ist sein Selbstbewußtsein. Zornvoll ruft er uns z. B. zu: „Politische Wissenschaft? Politische Wissenschaft sollte eine wissenschaftliche Offenbarung sein des ganzen geheimnisvollen Mechanismus, der die Menschen in der Gesellschaft zusammenhält . . . Statt dessen sagt sie uns, wie Flanelljacken gegen Schinken ausgetauscht werden.“ Ich führe das an, weil es so lehrreich ist: Ein großer Mann sagte da etwas, was etwa so vernünftig ist, wie wenn ein König, der einen Palast haben wollte, den Untertanen, die gehorsam Steine für diesen Palast herbeischleppten, zurufen würde: „Ich will einen Palast haben, und die Kerls bringen mir Steine!“ Aber er sagte es ohne die geringste Ahnung von seiner Absurdität und der wissenschaftlichen Unfruchtbarkeit seines Sehnens zu haben. Er sagt es mit starkem

Temperament und mit Prophetengeste — und siehe da, die Welt klatschte Beifall! Und heute noch kann man so die billigsten Lorbeeren ernten.

Ähnliches gilt von den Romantikern. Wer möchte diese mächtige Bewegung in unserer Literatur missen, wer ihre Bedeutung für unser Geistesleben leugnen? Nur griff sie gelegentlich in die Speichen des wissenschaftlichen Rades — und das Resultat war die unbefangene Verkündigung vorwissenschaftlicher Denkweisen. Aber das änderte nichts am äußeren Erfolg. Und die Romantiker konnten ihre geliebte Entdeckung des Volksgeistes — die Auffassung des Volkscharakters in seiner Einzigartigkeit, in seiner lebenden, wirkenden, einheitlichen, unanalysierbaren Realität — nach Gefallen paradieren. An sich ein wertvoller Gedanke, wenn auch nur die Tür zu einem Problem, wurde er in ihrer Hand eine Phrase oder ein metaphysischer Schnörkel. Wie immer der forschende Geist auf steilem, schlüpfrigem Pfad einen Schritt zu machen versuchte, da hielten sie ihm ihren Volksgeist wie ein Medusenhaupt entgegen — und damit glaubte man alles getan zu haben. Wenn Aristoteles das erlebt hätte, er wäre geheilt worden vom Glauben, daß alle Menschen *τοῦ εἰδέναι ὀςέγονται φύσει.* Auch das wissenschaftliche Denken also ging durch eine Krise: „Alles wehrte sich gegen das Neue und strebte zurück nach alten Denkformen, die, scheintot durch hundert Jahre, auf einmal wieder Kraft und Leben gewannen. Und auch für das wissenschaftliche Leben — wie für die öffentliche Meinung jener Zeit

— ist es ganz charakteristisch, daß dieser Standpunkt nicht etwa durch argumentative Überwindung des Standpunkts des 18. Jahrhunderts gewonnen wurde: Niemand kannte oder würdigte den letzteren anders als in der Form einiger Schlagworte; niemand dachte sich, seiner selbst vergessend, in jene Werke hinein; niemand wog das Für und Wider, um dann erst ein Urteil zu gewinnen — mit kühlem Ernst oder doch lediglich mit der Leidenschaft der Erkenntnis. Nein, nichts von alledem — mit dem ausgefertigten Urteil in der Tasche traten diese Richter an die Untersuchung.

Nun ein anderes Beispiel für jenen Stumpf-und-Stiel-Radikalismus, der sich gegen die Analyse des 18. Jahrhunderts wandte. Ein Beispiel ebenfalls für Hunderte, für eine ganze große Armee des Gedankens. Aber ein Beispiel für eine ganz anders geartete feindliche Armee, die mit der eben erwähnten viel weniger zu tun hat als mit dem gemeinsamen Feind beider. Auch ein großes Beispiel endlich von gewaltigem Wollen und Können, eine der glänzendsten Erscheinungen der Wissenschaft. Daß ich den Namen wähle, den ich jetzt nennen will, schließt es ebenso, wie daß ich Carlyle wählte, aus, daß man mir imputieren könnte, ich dächte gering von diesen Gegenströmungen oder ich ergriffe Partei für alles, was das 18. Jahrhundert tat: Auguste Comtes „cours de philosophie positive“ muß als einer der größten Versuche zur Synthese alles unseres Wissen stets ein Monument des Geisteslebens des 19. Jahrhunderts bleiben, zugleich ein Markstein und ein Programm

— auch für den, der weder die Bausteine, noch das Gebäude, noch dessen philosophische Deutung mit ungemischter Freude hinzunehmen vermag, auch für den, der meint, daß Comte seinen eigenen Grundgedanken in wesentlichen Punkten verdorben, sich über seine wahre Bedeutung in wesentlichen Punkten getäuscht hat, auch für den, dem der Tribut, den der große Mann der Sterblichkeit gezollt hat, allzu groß erscheint. Hier kommt für uns nur der Weg in Betracht, auf dem Comte in die soziale Problemgruppe einzudringen suchte — der Weg von Seite der exakten Naturwissenschaft: Von Mathematik zu Mechanik und Astronomie, von Mechanik und Astronomie zu Physik im engern Sinn, von Physik zu Chemie, von Chemie zu Biologie, von Biologie zu Soziologie — Stufen einer Leiter, von denen jede die Voraussetzungen der folgenden geben sollte. In gleichem Geist, womöglich mit den gleichen Methoden, wie die Naturwissenschaften, als eine derselben, sollte eine Wissenschaft vom sozialen Geschehen entstehen: Also so ziemlich im schärfsten Gegensatz zu der Ideenwelt der Romantik, den man wohl ausdenken mag. Aber nicht weniger scharf war der Gegensatz, in den sich Comte zu den überkommenen Sozialwissenschaften stellte. Wie kam das nur? Nun, die Antwort ist leider sehr einfach: Er kannte sie kaum. Auch er kannte fast nur die populären Schlagworte über sie, und auch er drang nie tiefer in sie ein. So konnte er sie für aprioristische unwissenschaftliche Spekulationen halten — wenig besser als die Scholastik. So meinte denn auch er, daß da so gut wie nichts

— ja schlimmer wie nichts — geleistet sei, und daß man von allem Anfang anfangen müsse. Daher sah er sich denn nach Material um, nach historischem, ethnologischem usw. und begann — auf schmalster Basis — herzhaft darauf los zu generalisieren. Welche Tragikomödie: Derselbe Mann, der kraftvoller als jeder andere, die Botschaft des naturwissenschaftlichen Gesetzes predigte, verwarf gerade jene Methoden — der Abstraktion, Isolierung usw. — die in der Naturwissenschaft die größten Erfolge errungen hatten und die er selbst gerade wieder vorgetragen hatte für das Gebiet der Sozialwissenschaft: Derselbe Mann, der positives Tatsachenstudium forderte, erging sich in Betrachtungen über Ziele der Menschheit, über eine „Entwicklung der Menschheit", die eine Metaphysik in optima forma war! Aber er wirkte, und viele haben sich auf ihn berufen, die dem wahren Geist seines Werkes feindlich gegenüberstanden.

Als drittes Beispiel will ich eine ganze Richtung wählen: die Richtung, die man „historische Schule" nennt. Sie steht zwischen den beiden eben erwähnten und hat Fühlung mit beiden. Denn einerseits — hat sie nicht ebenfalls, wie die Romantiker, gegen die Kahlheit und Banalität theoretischer Analyse gedonnert, den Volksgeist und die Einheit der Persönlichkeit auf den Schild erhoben und philosophischem Erschauen seinen Platz vindiziert? Andrerseits aber — hat sie nicht „exakte Tatsachenforschung" als ihr Prinzip verkündet gegenüber „nebelhafter Spekulation"? Beides verträgt sich nicht gut miteinander und

man sollte meinen, daß der Einzelne so wenig beiden Ratgebern folgen kann, wie der Wild- und Rheingraf im Gedichte. Allein — wann wäre je ein wissenschaftliches Programm eine logische Einheit? Wann wären je die Glieder einer Gruppe wirklich eins in dem Sinn, den sie den gemeinsamen Worten beilegen? So schwamm denn diese Richtung gleichzeitig im Strom der Reaktion des philosophischen Wollens gegen die Analyse und im Strom der Reaktion des Positivismus gegen die Philosophie. Sehr verschiedene Winde also füllten ihre Segel und gerade das erklärt ihren Erfolg.

Ihr Hauptquartier ist immer Deutschland[1] gewesen, aber sie hat machtvoll über die deutschen Grenzen hinausgewirkt. Am stärksten ist sie äußerlich auf den Gebieten der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft hervorgetreten und darauf wollen wir uns hier beschränken, obgleich ihr Ziel die „Historisierung“ aller Sozialwissenschaften war und alle Sozialwissenschaften unter ihren Einfluß kamen: Nicht als eine der Hilfswissenschaften, als eins der Tatsachenreservoirs sollte die Geschichte mehr gelten; sie sollte als Selbstzweck in den Vordergrund treten, die Sozialwissenschaft κατ᾽ ἐξοχήν werden und alles, was es außer den Resultaten historischer Detailforschung etwa noch zu sagen gäbe, das sollte der Historiker eines jeden Feldes selbst hinzufügen im Anschluß an diese Resultate, die erst wirklich

---

[1] Über die Gründe dieser Tatsache vergleiche meine Dogmen- und Methodengeschichte der Sozialökonomik in „Grundriß der Sozialökonomik“, herausgegeben von Weber u. a. Tübingen 1914.

exakte Forschung seien, und ohne die man keinen Schritt tun könne — es sollten die Sozialwissenschaften zu Darstellungen der historischen Tatsachen eines jeden Gebiets werden und alles übrige etwa den Charakter jener Bemerkungen annehmen, die die Historiker schon immer ihren Erzählungen hinzugefügt hatten. So definiert man vielleicht am besten den ursprünglichen Standpunkt jener Männer, deren Werke im Zentrum der Bewegung stehen, obgleich es natürlich nicht möglich ist, das Wollen und Streben einer so großen Richtung, in der sich so viel Verschiedenes mischte, in einen Satz zu fassen.

Wichtig ist für uns vor allem, daß auch diese Richtung sich als etwas Neues fühlte, und daß sie tabula rasa machen wollte mit dem Vorhandenen. Dieses Vorhandene erschien ihr völlig unwissenschaftlich, kaum ernster Betrachtung wert und sie zeigte alle Lust, von ihrem Auftreten erst die Existenz der Sozialwissenschaften zu datieren. Wiederum ging niemand auf den Sinn der Vorgänger ein, wiederum verurteilte man sie lediglich auf Grund gewisser allgemeiner Prinzipien oder allgemeiner Schlagworte. Das zeigte sich sehr bald innerhalb der historischen Schule der Jurisprudenz. Savigny und Eichhorn usw. hatten freilich ihre Vorgänger. Niemals hatte der Sammler juristischen Materials gefehlt und niemals hatte er viel von der Rechtstheorie, von der Theorie des Rechtsphänomens, gehalten — natürlich, denn beide Aufgaben haben methodisch sehr wenig gemein und beide Aufgaben appellieren an ganz verschiedene Typen von Men-

schen. Aber erst um die Zeit des Auftretens Savignys begann die Rechtswissenschaft, als solche und als ganze, Front gegen die theoretische Analyse zu machen und die Rechtsgeschichte — abgesehen natürlich von der juristischen Technik der Praxis[1] — für die Rechtswissenschaft schlechtweg zu erklären. Von da ab trat in ihr einerseits die ganze romantische Abneigung gegen die „Aufklärungsphilosophie", die man mit den wissenschaftlichen Leistungen der gleichen Periode zusammenwarf, andrerseits die ganze übellaunige Verachtung des Tatsachensammlers gegen alles, was keine Urkunde ist, hervor. Arbeit an der Urkunde, das war die eigentliche wissenschaftliche Arbeit für sie, alles weitere war bestenfalls schöne Einleitung, meist aber lediglich Feuilletonistik. Das Naturrecht war für sie eine spekulative Philosophie und außerdem noch eine sehr unsympathische — nämlich hedonisch-rationalistische — species. Der allgemeine Fonds von Gedanken bestand im romantischen Dogma vom einzigartigen, unausschöpfbaren, halb mystischen Volksgeist und einigen geschichtsphilosophischen Derivaten bezüglich des Problems der Analogie der Rechtsentwicklung verschiedener Völker usw. Aber in diesen Dingen kam es nicht zu weiterem Vordringen: Man begnügte sich, den Volksgeist usw. gleichsam anzuerkennen und ohne viel nach dem Wesen des Phänomens zu fragen, wandte man sich dem Gegenstand des eigentlichen Interesses zu, der Arbeit im Archiv.

---

[1] Diese blieb ziemlich unberührt, wie das ja in der Natur der Sache lag.

Aber der Kern der Abneigung gegen das Naturrecht, das man so einfach erledigen und aus der Wissenschaft für immer verweisen zu können glaubte, lag in dem Ekel vor dem gesetzgeberischen Reformeifer vieler Naturrechtslehrer und deren Tendenz, die lebendigen Rechtszustände eines Volks in einer allgemeingültigen Weise modeln zu wollen. Wie die Naturrechtslehrer ihrerseits nicht die Größe der Kluft zwischen einer Theorie des Rechts und einem Universalgesetzbuch für alle Orte und Zeiten geahnt hatten, sondern ganz sorglos von der einen zur anderen Aufgabe übergegangen waren, so ahnten wieder die Rechtshistoriker, die mit vollem Recht die Idee von einem sein sollenden allgemeingültigen System von Rechtssätzen bekämpften, nicht, daß neben und unter dieser unglücklichen Idee im Lehrgebäude der Naturrechtslehrer ein Schatz von theoretischem Wissen über das Rechtsphänomen lag, und so schütteten sie das Kind mit dem Bade fort. Und eine neue Rechtswissenschaft sollte entstehen.

In dem zuletzt erwähnten Punkt liegt zugleich die wichtigste Berührung mit der historischen Schule der Nationalökonomie. Auch hier wandten sich die Geister vor allem gegen das liberale Wirtschaftsprogramm — gegen die Verkündung von Selbstverantwortung, Freiheit, Nichteingreifen des Staats als allgemeingültiger Ideale. Und auch hier mit Recht — wenngleich die Historiker mitunter ebenfalls Ideale aufstellten, und außerdem sich deren strenger historischer Bedingtheit nicht immer voll bewußt blieben. Aber auch hier vermochte man dieses Beiwerk nicht

von den wissenschaftlichen Errungenschaften zu scheiden, mit denen zusammen es auftrat, und man verwarf diese um so mehr, als noch andere unsympathische Assoziationen — mit utilitarischer Philosophie — daran hingen. Auch hier verwarf man also die Wissenschaft zugleich mit ihren Grenzüberschreitungen und meinte nun natürlich von vorn beginnen zu sollen und zu müssen. Und da offenbar der Fehler des Alten in zu „absoluter" Spekulation und Verkennung der historischen Relativität aller sozialen Dinge bestanden hatte, so kam man ganz logisch dort an, wohin Neigung und Anlage strebten — bei der historischen Detailarbeit als der Methode der Nationalökonomie. Daraus — aus der ausschließlichen Beschäftigung mit konkreten, unanalysierten Phänomenen — ergab sich weiter ganz von selbst der Glaube, daß infolge des Allzusammenhangs aller Dinge die isolierende Methode überhaupt keinen Sinn habe und aus der Beobachtung, daß der Mensch ja so gut wie nie bewußt hedonisch-rationalistisch handle, der Schluß, daß jede Theorie, die von solchen Annahmen ausgehe, schlechthin Entstellung der Wirklichkeit sein müsse. Wozu also auf sie eingehen? Man legte sie ad acta, höchstens als eine interessante Episode in der Geschichte politischer Ideen zog man sie hervor. Ernstlich diskutiert aber brauchte sie gar nicht mehr zu werden! Die sogenannte „ältere" historische Schule (Roscher, Knies, Hildebrand) hielt noch sowohl an gewissen geschichtsphilosophischen Ideen, wie einem gewissen Maß theoretischer Analyse fest. Die „jüngere" historische Schule aber, unter der

Führung von Schmollers, widmete sich ganz der neuen, großen Aufgabe.

Von den verschiedensten Seiten und aus den verschiedensten Motiven strömten die verschiedensten Leute zusammen, um das Werk des 18. Jahrhunderts zu vernichten und das befreite Gebiet neu zu bebauen. Darin waren sie alle einig. Sie alle glaubten eine Verirrung überwunden und die wahre Bahn der Forschung entdeckt zu haben. Begeisterung und Siegesfreude beherrschte sie alle und keiner gab den Epigonen der früheren Periode Quartier. Von Pietät für diese Periode war kaum die Rede — so wenig, wie etwa ein Wiedergenesener der überwundenen Krankheit pietätvoll gedenkt. Die Kontinuität der Entwicklung glaubte man zerrissen, aber das war nur ein Grund sich zu gratulieren. Und wer zweifelte und andere Wege ging, dem wurde deutlich gesagt, daß er nicht in die Wissenschaft gehöre.

IV.

Seit geraumer Zeit nunmehr sind diese Grundanschauungen verkündet worden, besonders in Deutschland, und reiche positive Arbeit wurde im Anschluß an sie getan. Ist es also wahr, wurde damals erst der rechte Weg entdeckt und hat sich seither die historische Detailforschung als Methode der Sozialwissenschaften durchgesetzt? Ein Blick auf die Gegenwart wird uns diese Frage beantworten. Nur wenige Gebiete brauchen und können hier berührt werden.

Zum Beispiel: Wie steht es in der Wissenschaft

vom Recht? Erfüllt sich da, was die um Savigny und Eichhorn wollten? Nun, da sehen wir vor allem natürlich die dogmatische Diskussion — das Produkt des praktischen Bedürfnisses der Rechtsprechung — sie hat immer bestanden und interessiert uns hier nicht weiter. Daneben sehen wir die Einzelarbeit an der Rechtsgeschichte im Sinn der historischen Schule. Aber beherrscht und erschöpft sie das wissenschaftliche Interesse, ist sie heute die Methode wissenschaftlicher Arbeit? Im Gegenteil — mühsam verteidigt sie sich gegen energische, zum Teil ganz unberechtigte Angriffe, gegen den Vorwurf der Unfruchtbarkeit, Gedankenarmut usw. Und das Interesse des Tages gilt einem Wildbach von Produktionen, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Fülle hervorbrechen und alle Gesichtspunkte und Wegweiser dieses Gebietes in wenigen Jahren verschoben, alles Denken und Streben reformiert haben — alle Aufmerksamkeit gilt der Interessenjurisprudenz, der soziologischen Jurisprudenz, dem „lebenden Recht“, der Rechtspsychologie und manchen praktischen Ausläufern dieser Bewegungen, wie der „freien Rechtsfindung“. Und so bunt und wirr alles das durcheinanderstürmt, der Sinn, die Richtung aller dieser Bewegungen, soweit sie rein wissenschaftlich sind, ist leicht zu formulieren: Man will vordringen zum Verständnis des Rechtsphänomens aus dem Wesen der Gesellschaft heraus einerseits und aus der Art und Weise wie unser Denken und Fühlen arbeitet andrerseits: Man will die Rechtswissenschaft, wenn ich so sagen darf, soziologisieren und psychologisieren;

man will den Rechtssatz, den Rechtszustand, die Rechtsanwendung als soziale Phänomene wissenschaftlich — analytisch — theoretisch verstehen. Was heißt das Andres, als daß unsere Zeit losstürmt auf das Ziel einer theoretischen Wissenschaft vom Recht, für die die Rechtsgeschichte nicht mehr sein kann als eine der Hilfswissenschaften, für die ein Gesetzbuch oder ein historisch gegebener Rechtszustand nur Material oder Objekt der Analyse ist auf Grund einer Theorie des Wesens und der sozialen Bildungsgesetze des Rechtsphänomens, die allgemein und unabhängig von jeder solchen konkreten Erscheinungsform — abstrahierend von deren Besonderheiten — erfaßt werden kann?

Oder: Haben wir etwa eine historische Ethik in dem Sinn einer Masse von historischen Detailforschungen? Gewiß haben wir auch historische Detailforschungen, und sie bieten uns unentbehrliches Material. Aber sie sind nur Material für uns, und alle Arbeit der Zeit gilt dem Aufbau einer Theorie des Phänomens, einer Soziologie und Psychologie der Ethik vor allem. Wir haben heute — abgesehen von der metaphysisch-philosophischen und normativen Ethik — zunächst eine Genesis der moralischen Gefühle, eine Art theoretischer Geschichte derselben. Sodann eine ethische Sozialpsychologie, die sich mit der Untersuchung der psychischen Erscheinungen befaßt, die sich um die ethischen Normen ranken. Weiters eine Theorie der sozialen Funktion und des Wesens der ethischen Tatsachen. Nach dem Material geordnet, kann man von einer historischen, ethnologi-

schen, psychologischen Ethik sprechen. Aber überall geht da Tatsachensammlung und Analyse Hand in Hand und sowohl in dem einen wie in dem anderen sind wir stetig über den Standpunkt des 18. Jahrhunderts hinausgekommen.

Oder: Die alte „natürliche Theologie" ist überwunden. Überwunden ist vor allem der Gedanke einer Vernunftreligion. Aber ebenso sind auch die Elemente zu einer Wissenschaft der Religion überwunden, welche jene natürliche Theologie enthielt. Darin liegt gewiß ein Verdienst des Historismus. Aber was wir heute an Religionswissenschaft besitzen ist nicht bloßes Produkt desselben. Wohl ist die Lehre von der sozialen Genesis der Religion an geschichtlichem, urgeschichtlichem, ethnologischem Material entstanden, aber diese Lehre besteht nicht daraus, sondern aus einer Verarbeitung desselben, bei der noch anderes Material, vor allem aber analytische Gedanken hinzutreten. Wir haben ferner eine Religionspsychologie — Sozial- wie Individualpsychologie, die gewiß auf einer Basis von Beobachtungen der religiösen Erfahrung beruht, ganz so wie jede Theorie auf Tatsachenbeobachtungen beruht, aber nicht mehr als eine jede. Wir haben eine Theorie der sozialen Funktionen und des sozialen Wesens der Religion und man könnte von einer Theorie der inneren Logik der Religionssysteme sprechen— alles zwar sehr empirische aber ebensosehr analytische Disziplinen.

Was will das alles heißen? Ist das geschehen, was man ursprünglich wollte, ist die historische

Detailforschung aus einer Hilfswissenschaft der sozialen Disziplinen — was sie immer war — zur Sozialwissenschaft selbst geworden? Offenbar nicht. Was erreicht wurde, das war eine gewaltige Bereicherung unseres historischen Materials Hand in Hand mit einer ebenso gewaltigen Bereicherung alles anderen — statistischen, ethnologischen usw. — Materials. Aber nicht weniger wie das Material von heute ist die Analyse von heute über unseren Besitzstand, wie er vor hundert Jahren war, hinausgewachsen. Und wie niemand die Sammlung von Material vernünftigerweise für überflüssig halten oder geringschätzen kann, so kann sich niemand mit der historischen Detailforschung begnügen, in ihr die einzige oder die wichtigste Aufgabe der Sozialwissenschaften sehen oder glauben, daß die Quelle genereller Einsicht, die Quelle des Verstehens und Begreifens, unmittelbar aus dem unanalysierten Material fließe in dem Sinn, daß ohne besondere Methoden und ohne systematische Konzentrierung auf analytische Aufgaben schon bloße Ordnung und Darstellung des Materials unsere Probleme löse, unsere Fragelust befriedige.

Nun — was heißt das Andres, als daß alle die Kämpfer und Forscher, alle die Schulen und Richtungen des 19. Jahrhunderts, gegen ihren Willen, ohne ihr Wissen, weitergearbeitet haben in den eingeschlagenen Bahnen, daß die Kontinuität, die sie zerreißen wollten, gewahrt wurde von ehernen Notwendigkeiten, daß alle Arbeit des 19. Jahrhunderts in derselben Linie liegt wie die der Jahrhunderte, die

voraufgingen, daß wir im großen Irrgarten der Dinge schließlich ungefähr dorthin gelangt sind, wohin wir gelangt wären, wenn man das Erbe der Früheren bewußt und planmäßig ausgearbeitet hätte. Um das zu zeigen, habe ich früher die Frage erörtert, wohin eine solche bewußte und planmäßige Ausarbeitung geführt hätte. Und siehe da — nun können wir auf diese Frage antworten: Sie hätte uns ungefähr dorthin geführt, wo wir tatsächlich stehen, nur viel schneller und besser.

Wie war das möglich, wie kam das? Ein Blick auf den Gang der Dinge wird es uns lehren. Nehmen wir als erstes Beispiel die Nationalökonomie. Hier ist die Sache besonders klar, weil, wie schon gesagt, in dieser Disziplin das Erbe des 18. Jahrhunderts aus den Händen A. Smith' von einer energischen Gruppe von Forschern übernommen und nach einer Richtung hin kräftig ausgearbeitet wurde. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gab es da, besonders in England, aber auch anderwärts, einen prächtigen Aufschwung analytischer Arbeit, in dessen Zentrum der Name Ricardos steht. Aber dieser Aufschwung war doch nur das letzte Aufflackern eines Feuers bestimmt von der Welle des Historismus ausgelöscht zu werden? Eben nicht — die das glaubten, haben sich sehr getäuscht und sehen heute ihren Irrtum ein. Das Feuer verlöschte nicht, es brannte weiter und schließlich griff es — seit etwa dreißig Jahren — mächtig um sich. Die Gruppe englischer Theoretiker pflanzte sich fort und arbeitete weiter — auf Ricardo folgten Senior und vor allem Mill und dieser herrschte

in aller Stille und in der Tiefe, während über die Oberfläche die Stürme der Methodendiskussion brausten, bis in die Zeit der siebziger Jahre, wo durch Jevons ein neues Ferment in die englische Nationalökonomie kam, das durch Marshall in das Vorhandene verarbeitet wurde zu einem Ganzen, das sich schön und fruchtbar fortentwickelt. Und so ähnlich war es in Frankreich, wo die Schule J. B. Says im Wesen herrschend blieb — trotz aller Angriffe, trotz aller Hinrichtungen in effigie — bis Léon Walras neues Leben in die Theorie brachte. So in Italien, wo in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus fremden Wurzeln sich die Theorie zu einer Blüte entfaltete, die mit der Blüte italienischer Ökonomie im 17. und 18. Jahrhundert vergleichbar ist (Paretoschule). So in Amerika, wo nach langer Zeit der Herrschaft einer Art von Smithianismus die Herrschaft der Careyschen Theorie folgte, bis in den Achtzigerjahren die so glänzende Laufbahn der Clarkschule begann, die die amerikanische Wissenschaft in die Front des Fortschritts führte. So endlich war es selbst in Deutschland: Bis in die siebziger Jahre hält sich die ältere Theorie trotz aller Angriffe auf sie. Große Leistungen (Thünen, Hermann, Rodbertus, Marx), die nichts mit dem Historismus gemein haben, gelangen. Dann freilich kam die Zeit, in der die historische Schule um ausschließliche Herrschaft rang. Aber weit entfernt die Reste der älteren Theorie zu vernichten — die vielmehr von allen historischen Nationalökonomen, sowie sie lehren und weitere Zusammenhänge schildern wollten, tatsächlich aufge-

nommen wurden — hat diese Zeit die Blüte des marxistischen Systems gesehen, das auf Ricardo beruht, und vor allem die Wiedergeburt der ökonomischen Theorie in neuer, vollkommenerer Form aus dem Schoß der sogenannten „österreichischen Schule“ (Menger, Böhm-Bawerk, Wieser), so daß die deutsche Literatur, eben zu der Zeit, wo ihre mächtigste Strömung die Theorie zum alten Eisen zu werfen suchte, der Welt die Grundlagen zu einem neuen theoretischen Gebäude gab und im Zeichen der Theorie einen Siegeslauf durch alle Länder vollendete. Ihrerseits aber ist diese Theorie eine Reform und ein Ausbau, keine Vernichtung, der alten, in demselben Sinn wie die moderne Physik eine Reform und ein Ausbau, aber, so sehr sie sie überwunden hat, keine Vernichtung der Physik des 17. und 18. Jahrhunderts ist.

Das Resultat war also, daß sich Theorie und Wirtschaftsgeschichte pari passu entwickelt haben. Gewiß an manchen Orten die eine auf Kosten der anderen und gewiß fast überall in heftigem Streit: Aber das ändert nicht das Geringste daran, daß es nur ganz lokal, und auch das nur ausnahmsweise, der einen gelang die andere zu verdrängen, und daß das Endresultat ungefähr jenes war, das sich auch ohne allen Kampf hätte erreichen lassen. Und das ist nicht etwa eine bloß der Nationalökonomie eigene Ausnahme — das war überall so. Auch die Rechtstheorie, auch die Ethik, auch die Psychologie, auch die Soziologie im engsten Sinne des 18. Jahrhunderts lebten fort und an sie schloß sich stille Arbeit an, die nach und nach das Vorhandene organisch um-

bildete. Das Naturrecht ist nie ausgestorben, obgleich gerade diese Disziplin nahe daran war — es erhält sich im Anschluß an die alten Gedanken bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts und erhält dann neues Lebensblut aus der Soziologie und Sozialpsychologie. Der wissenschaftlichen — im Gegensatz zur metaphysischen — Ethik ging es ganz ebenso: Um beispielsweise eine der Entwicklungsrichtungen anzudeuten, es hat sich im Anfang des 19. Jahrhunderts eine utilitarische Ethik ausgebildet, die im engsten Anschluß an die Arbeit der Vorzeit stand. Diese utilitarische Ethik erhielt sich in dieser Form bis in die achtziger Jahre, wo sie dann sozialpsychisch und soziologisch unterbaut zu werden und in etwas anderes, in die moderne soziologische Ethik einzumünden begann, welche alle die Ausgangspunkte der verschiedenen Ethiken früherer Zeiten in einer umfassenden Theorie und auf breiterer Tatsachengrundlage begreift. Die Psychologie hat sachlich einen ganz ungebrochenen Entwicklungsgang gehabt, und alle die Pflanzen blühen nun nebeneinander, die im 18. Jahrhundert gesät wurden. Und die Soziologie? Die Art von Soziologie, die sich innerhalb des Lehrsystems des Naturrechts entwickelt hatte, sah lange so aus, wie wenn sie mit diesem zugrunde gehen wollte. Heute aber erfreut sie sich des muntersten Lebens und die ganze Literatur, die den wissenschaftlichen Tag auf diesem Gebiet beherrscht, ist nichts anderes als die Weiterbildung des alten Ansatzes zu einer Theorie der Gesellschaft, nur genährt und gefördert durch neues Material und neue Methoden.

Und die historischen Entwicklungsgesetze und die Theorien der Geschichte — in neuem Gewand tauchen sie alle wieder auf.

Das alles lehrt uns eine große Wahrheit: Einmal begründete Richtungen werden nicht so leicht überwunden. Ein vollständiger Sieg über sie, eine Neuschaffung der Wissenschaft von Grund auf — das mag wohl oft angestrebt werden, aber das gelingt nicht. Der oberflächlichen Betrachtung stellt sich die Sache ja anders dar. Ihr kann es scheinen, wie wenn Richtungen einander ablösen würden, wie wenn das Vergangene jeweils tot und überwunden wäre. Auch dem Parteimann, der in seiner Richtung lebt und webt und nur sie begreift, kann das scheinen. Dieser Schein wird erzeugt dadurch, daß eine jede Richtung, die sich als „neu" fühlt, so viel Staub aufwirbelt, und daß der Blick des Beobachters vor allem auf diese Staubwolken der Kontroversen, programmatischen Äußerungen usw. fällt. Das Marktgeschrei hat wirklich immer andere Schlagworte und Schlachtrufe. Aber das alles kann die wissenschaftliche Arbeit wohl einerseits stören und andrerseits — durch das dadurch erweckte Interesse — fördern, aber in ihrer Tiefe wird sie dadurch nicht berührt. Wie bei einer Segelregatta die Wellen die Boote oft zu begraben scheinen und dennoch die Segler ihren Weg durchmessen, so verdeckt der Schaum und Lärm der Wellen der Kontroversen und Schulenprogramme wohl den Fortgang der Forscherarbeit, aber er vernichtet sie nicht. Und unter der Oberfläche, da gibt es keine prinzipiellen Gegensätze, da gibt es nur Zusammenarbeiten

— mögen die einzelnen das wissen und wollen oder nicht.

Aber das, was die Gegner der Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts geleistet haben, das lag doch in einer ganz anderen, ganz neuen Entwicklungslinie? Wenn sie das Alte nicht vernichtet haben, so haben sie doch daneben etwas ganz anderes gebaut — die historische Nationalökonomie, die historische Rechtswissenschaft usw., das sind doch neue Gebilde, die neue Bahnen gebrochen haben? Wenn auch viele Forscher in den alten Bahnen vorwärts drangen, haben nicht diese Anderen, die die Analyse bekämpften und nicht fortsetzen wollten, neue Ziele erreicht oder doch neuen Zielen zugestrebt? Auch das ist nur ein Irrtum, hervorgerufen durch den Absolutismus und die Übertreibungen der Parteiprogramme. Betrachten wir den Fall der Rechtswissenschaft. Schärfer als die Historiker sich gegen das Naturrecht wandten, kann man sich nicht leicht gegen etwas wenden. Aber was wurde erreicht? Die historischen Tatsachen des Rechts wurden unermüdlich erforscht, und so wurde der Rechtssoziologie von früher neues Material und der Rechtssoziologie von später außer einer breiten Grundlage eine Fülle neuer Probleme gegeben. Selbst das Dogma vom Volksgeist, das so antitheoretisch gemeint war, was ist es anderes gewesen als ein Beitrag zur Rechtstheorie, als ein Hinweis auf ein Problem, das schließlich generell und theoretisch gelöst werden muß? Alle jene rechtsgeschichtlichen Tatsachen, die den Forschern, welche in ihrer Sammlung und Darstellung die Aufgabe ihres

Lebens und von ihrem Standpunkt einen Selbstzweck und überhaupt alles suchen was die Wissenschaft da leisten kann — sie sind nur ein Block des Sockels für eine vollere, reichere Rechtssoziologie, die sich an ihnen, aber auch an anderem Material heute zu entfalten beginnt. Und insofern als keine Rechtssoziologie ohne diesen Sockel auskommen kann, war jene Periode der Tatsachensammlung nichts anderes als eine Ergänzung vergangener und eine Vorbereitung neuer Rechtssoziologie, eine Ergänzung des vergangenen und Vorbereitung eines neuen Naturrechts im wissenschaftlichen Sinn des Worts: Ein sachlicher „Gegensatz" existierte gar nicht. So haben also in einem höheren Sinn die mächtigsten Feinde des Naturrechts sein Werk nur fortgesetzt, nur einen Punkt des Arbeitsprogrammes des Naturrechts ausgearbeitet. Und die Umwandlung der Rechtswissenschaft, die sich vor unseren Augen vollzieht und wiederum — das ist so Schicksal der Wissenschaft — in einem prinzipiellen Gegensatz zum Historismus zu stehen scheint, sie führt nur aus, was diese Zeit der Tatsachensammlung vorbereitet, ermöglicht hat. Dem einzelnen Forscher erscheint es freilich anders. Der liebt entweder die Arbeit an der Urkunde oder die Arbeit der Analyse, hält nur seine Liebe für wahre Wissenschaft und verachtet öffentlich oder im Stillen die des anderen. Für ihn ist es kein Trost, wenn Arbeitsweisen, die nicht die seinigen sind, sein Werk fortführen. Deshalb kämpfen die Parteien mit großen Worten. Aber die Wissenschaft geht über alle diese Wünsche und Glaubensbekenntnisse hinweg und still und

machtvoll ihren Weg. Und wer die Analyse haßt und sich vor ihr in die Archive flüchtet, der bahnt ihr nur den Weg, wie der Kolonist, der vor der Zivilisation in die Wildnis flieht, weil er in ihr nicht leben kann, nicht leben mag, gegen seinen Willen, ohne sein Wissen, den Weg bahnt, auf dem sie ihm unvermeidlich folgt.

Wir stehen also vor dem folgenden Sachverhalt, der in mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist und nach mehr als einer Richtung erwogen zu werden verdient: Von der einen Seite betrachtet, gibt es keine einheitliche und kontinuierliche Entwicklung der Sozialwissenschaften außerhalb der einzelnen „Schule". Im Gegenteil, wer auch nur flüchtig nach den Programmen und Diskussionen der einander bekämpfenden und einander ablösenden Schulen hinhorcht, muß sofort die lautesten Dissonanzen hören und vor allen anderen Dingen den Eindruck haben, daß es da kein einheitliches Wollen, kein planmäßiges Vorgehen, keine Logik oder Ordnung geben kann, sondern nur völlige Willkür. Von der anderen Seite betrachtet, ergibt sich der gerade entgegengesetzte Eindruck: Da sehen wir nicht nur, daß alle Siegesfanfaren der methodischen Parteien eitel und alle Forschungsrichtungen einfach unüberwindlich sind, mag man auch mit aller Energie und mit allen Mitteln sie unterdrücken wollen, sondern daß überhaupt alles, auch das scheinbar Unverträgliche, schließlich einem großen Ganzen eingeordnet wird, das von außen — trotz aller Proteste, Kämpfe und Mißtöne im Innern — so aussieht, wie wenn es planvoll entworfen

wäre, und daß Einzelne und Richtungen schließlich alle gewissen großen Tendenzen dienen müssen, gegen ihren Willen und ohne ihr Wissen, Tendenzen, die so unentrinnbar sind, wie wenn sie von einer Allmacht vorgeschrieben würden.

Das ist einer von jenen auf allen Gebieten menschlicher Geschichte so häufigen Fällen, in denen zweifellose „Willkür“, „Zufälligkeit“, „Unberechenbarkeit“ usw. im realen Einzelnen sich mit einem unwiderstehlichen Eindruck von „Gesetzmäßigkeit“, „Einheit“, „Notwendigkeit“ usw. im vom Beobachter erfaßten Ganzen paart. Diese Fälle haben erst die Einen veranlaßt, die „Einheit“ des Ganzen metaphysisch zu deuten und dann die Anderen, die Tatsache der „Einheit“ zugleich mit ihrer — und wegen ihrer — metaphysischen Deutung für Humbug und alle „Entwicklungsgesetze“ für unwissenschaftlich zu erklären. Wir wollen auf Grund unserer Übersicht die Tatsache der „Regellosigkeit“ und die Tatsache der „Gesetzmäßigkeit“ — man verzeihe die Ausdrücke, die leicht mißdeutet werden können — rein positiv zu erklären und so ein theoretisches Verständnis der Vergangenheit der Sozialwissenschaften und einen Anhaltspunkt für die Prognose ihrer Zukunft zu gewinnen suchen.

In unserem Fall wird die „Regellosigkeit“ offenbar begründet durch das jähe Abreißen angesponnener Fäden. Woher kommt das, angesichts der Tatsache, daß jene Fäden noch lange nicht zu Ende gesponnen waren, vielmehr gerade ihr bester Teil

noch erst hätte kommen müssen? Die Antwort ergibt sich leicht aus unserer Übersicht, und es ist auch kaum zu gewagt, den betreffenden Momenten eine ziemlich allgemeine Bedeutung zuzuschreiben.

Der erste Grund dafür, daß man nicht ruhig fortsetzte, sondern seine positive Arbeit mit einem Zerstörungswerk einzuleiten versuchte, lag darin, daß die Sozialwissenschaften zunächst sehr eng und scheinbar unzertrennlich mit politischen Programmen und metaphysischen Anschauungen alliiert schienen. Wir sahen, daß aus dieser Quelle die mächtigste Gegnerschaft gegen das Werk des 18. Jahrhunderts entstand und können wohl allgemein sagen, daß wenn immer eine Wissenschaft wirklich oder scheinbar, inhaltlich oder auch nur durch Personalunion, mit politischer oder philosophischer Parteistellung assoziiert wird, sie Angriffen außerwissenschaftlichen Charakters ausgesetzt sein und in das Schicksal der betreffenden Politik oder Philosophie mehr oder weniger hineingezogen werden muß. Und wir sahen auch, daß das nicht etwa bloß für die Stellung des Publikums zur Wissenschaft gilt, sondern auch die gefühlsmäßige — und unter deren Einfluß die wissenschaftliche — Stellung neuer Forschergenerationen bestimmt, die dann zum Neubau machen, was sachlich ebensogut Ausbau hätte werden können. Ich habe schon angedeutet, daß das Fehlen dieses Moments in den Naturwissenschaften die größere Stetigkeit ihres Wachsens zum Teil erklärt.

Zweitens: Wie im politischen, so erklären sich auch im wissenschaftlichen Leben die Veränderungen

in der Richtung des Wollens nicht bloß aus dem Wechsel der Stimmungen oder Ansichten derselben Gruppen, sondern auch daraus, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Gruppen und Typen von Leuten maßgebend sind. Die Tendenz nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts z. B. erklärt sich offenbar nicht bloß — ja nicht einmal vorwiegend und besonders nicht kausal — durch ein Umdenken der früher politisch allein maßgebenden Klassen, sondern durch das Aufsteigen anderer Faktoren zu politischer Macht. Ähnliches gibt es auch in der Wissenschaft. Für uns ist das Hervortreten historisch veranlagter und gebildeter Forscher das wichtigste Beispiel: Sowie sich solche als ipso facto zu sozialwissenschaftlicher Arbeit Berufene zu fühlen begannen, änderte sich die Zusammensetzung des sozialwissenschaftlichen Kosmos. Und diese neuen Elemente desselben hatten schlechthin keine Fühlung mit seiner Vorgeschichte. Seine alten Elemente hätten den Faden nie so abgerissen.

Drittens übersieht der einzelne Forscher und die einzelne Richtung immer nur ihr eigenes kleines Stückchen Weg, immer nur ihre, sub specie aeternitatis, so winzige Spezialaufgabe. Leicht kann er oder sie diese Aufgabe für die einzige, so gut wie stets muß er sie für die wichtigste halten — sonst würde er eben eine andere vornehmen — und glauben, daß der Weg immer durch den Tunnel gehen wird, an dem gerade er gräbt. Da kommt man leicht dahin, alles andere für verfehlt und die Wahrheit jetzt erst, jetzt aber auch definitiv, für gefunden zu halten.

Die das nicht einsehen wollen, erscheinen dann leicht als hoffnungslos rückständig, wenn nicht gar als verbohrte Frevler.

Viertens: Jede Forschungsrichtung bedarf eines auf sie gestimmten Publikums und des Zusammenarbeitens Vieler. Der Führer muß sich einen solchen Resonanzboden in weiteren Kreisen schaffen. Das kann er nur durch kurze absolute Schlagworte, die in dieser Kürze und Schärfe nie ganz richtig sein können. Er wird am wirksamsten an weitere Kreise appellieren, wenn er ihnen ein faßliches, scharfgeschnittenes Programm zeigt und einen Feind, gegen den man anstürmen kann. Das gilt auch von zu gewinnenden Schülern: Wer mit all den Einschränkungen, die eigentlich notwendig wären, zu den ungeformten Geistern spricht, wird nie ihre Phantasie entzünden und sie zu Kämpfern für seine Ideen machen. Nur kurze Zeit hat er sie vor sich. Da muß er ihnen schnell und stark das Wichtigste sagen von dem, was er am Herzen hat. Selbst wenn er alle Einschränkungen ausspricht, sie werden nur die Grundthesen aufnehmen. Und dann werden sie übertreiben: Nur übertreibend handeln Gruppen von Menschen. Nur so entstehen Schulen, nur durch Schulenprogramme einheitliche Richtungen und Möglichkeiten des Zusammenarbeitens. Aus dieser technischen Notwendigkeit von Schulenbildungen erklären sich jene abrupten Vorwärtsbewegungen: Man stemmt sich gleichsam, alle Kraft aufwendend, an nichts anderes denkend, gegen eine Stelle einer Wand, die dem Weiterkommen im Wege steht; wenn sie

nachgibt, verliert man das Gleichgewicht, wird man fortgerissen durch die Kraft des eigenen Impulses über die Grenzen hinaus, innerhalb welcher der Impuls Sinn hatte. Ist dann noch ein Wissensgebiet jung, so daß es auf ihm keine feste Arbeitsteilung und keine gefestigten Grundanschauungen gibt, sondern alles durcheinanderläuft, so muß das jedesmal unverhältnismäßig starke Erschütterungen hervorrufen. Liegt endlich die Sache so, daß die verschiedenen Richtungen an Geister verschiedener Anlage appellieren, so daß der Einzelne sich einer anderen als der seinen Richtung gar nicht zuwenden will, so ist natürlich die Sache besonders bös.

Zu diesen Momenten kommt noch ein fünftes, das am wenigsten erfreuliche: Eitelkeit und Ungenerosität vergrößern die Kluft zwischen den einzelnen Marksteinen des wissenschaftlichen Weges mehr als nötig. Ich muß dieses Moment erwähnen, aber ich brauche glücklicherweise nicht dabei zu verweilen. Ich darf sogar einen mildernden Umstand anführen: Keuchend ringt sich jeder zu seinem Standpunkt durch. Er kommt dazu meist im Kampf mit anderen Ansichten — und oft mit den schlimmsten Entstellungen dieser Ansichten — und wird sich seines Standpunkts oft schon in der Form eines Gegensatzes zu anderen bewußt. Und wenn er dann, voll Freude über das, was er gefunden zu haben glaubt und noch warm vom Kampf zur Feder greift, so darf man ihn vielleicht nicht ohne weiteres verurteilen, wenn er seine Ansicht zur „herrschenden" zu machen und die anderen zu vernichten sucht,

keinesfalls aber ein gerechter Richter ist — gerade dann dürfen wir nicht zu hart urteilen, wenn er, die er bekämpft, gar nicht verstanden hat!

Zugleich können wir uns aber auch erklären, woher trotzdem der Eindruck einheitlicher Züge der Entwicklung kommt oder besser auf welchen Tatsachen die Einheitlichkeit der Entwicklung beruht. Vor allem fällt auf, daß manche der angeführten Ursachen der „Diskontinuität" oder der „Willkür" der Entwicklung weit mehr den Schein eines Verbrennens aller Schiffe hervorrufen als wirklich alle Schiffe verbrennen. Lokal und temporär mag gelegentlich der Anschein erweckt werden, als ob alles von neuem beginnen müßte und würde. Eitelkeiten und Engherzigkeiten Einzelner oder ganzer Richtungen mögen einen Abgrund vortäuschen, wo nur ein kleiner Graben ist. Auf politischen und philosophischen Gründen beruhende Unpopularität mag augenblicklich erdrückend sein. Das mag ganze Generationen schwer schädigen, aber all das kann doch nicht leicht weit und dauernd unter die Oberfläche des wissenschaftlichen Lebens hinunterreichen.

Aber ganz abgesehen davon — wie immer man diese unsere Welt und diesen unseren Denkapparat philosophisch deuten mag, für alle praktischen Zwecke und auch den der Wissenschaft kann man ruhig sagen, daß diese Welt und dieser Denkapparat gegebene Tatsachen sind, an denen wir nichts ändern können. Und weil Gegenstand und Werkzeug der Wissenschaft gegeben sind, so sind es auch die Probleme, d. h. das was uns fraglich erscheint und die

Art und der Sinn, in der und in dem es uns fraglich wird. Von welcher Seite immer und in welcher konkreten Absicht immer — wenn es nur eine Forschungsabsicht ist — wir uns mit unserem Denkapparat in die Erscheinungswelt stürzen, stets müssen sich uns — und sogar bis zu einem gewissen Grade auch in einer gegebenen Aufeinanderfolge — sowohl dieselben Probleme wie auch schließlich dieselben Methoden darbieten. Wenn eine Gruppe z. B. noch so sehr die theoretische Konstruktion vernichten wollte oder generelle Wahrheiten auf sozialwissenschaftlichem Gebiet für prinzipiell ausgeschlossen hielte, die Theorie und das Generelle würde sich ihr in den Weg drängen, würde bis in das innerste Sanktum des Historikers, die sich selbst bestimmende Individualität, stürmen und früher oder später müßte der Historiker sehen, daß er selbst keine Zeile schreiben kann, ohne generelle Wahrheit vorauszusetzen, ohne Theorie, wenn auch sehr primitive, zu betreiben. Und wenn er das nicht sehen wollte — was würde geschehen? Nicht über die Theorie, sondern über ihn würde man zur Tagesordnung übergehen. Denn wenn überhaupt einmal eine genügende Anzahl von Leuten, die forschen wollen, vorhanden sind, so findet ein rastloses Schürfen nach Erkenntnisadern statt. Man mag eine konkrete solche Ader lange oder überhaupt nicht finden, aber eine, die schon gefunden ist, kann eben wegen ihrer sozusagen „objektiven" — wenngleich nicht bloß von den „Dingen", sondern auch der Struktur unseres Geistes abhängigen — Existenz niemals unterdrückt werden: Wendet man sich von

ihr ab, so gibt man nur anderen den Weg zu ihr frei und bleibt selbst zurück. Es geht da wie im Wirtschaftsleben bei freier Konkurrenz: Die einmal von irgendwem erkannten Gewinnmöglichkeiten sind eben da. Im allgemeinen greifen immer viele nach einer jeden — wer es nicht tut, der geht eben unter, langsam vielleicht, aber sicher — und wenn es gelegentlich vorkommt, daß die Leute eine solche Gewinnmöglichkeit z. B. eine bestimmte Produktionsmethode, ungenutzt lassen, dann ist der Gewinn desjenigen, der sich ihrer bemächtigt, um so größer, welcher Umstand eben in einer Gemeinschaft, in der es aufgeweckte Unternehmer in gehöriger Anzahl gibt im allgemeinen die Ausnutzung aller jeweils als praktisch erkannten Gewinnmöglichkeiten garantiert. Die Wissenschaft aller Länder ist heute eine solche Gemeinschaft. Und aller erreichbare vorhandene Boden wird unweigerlich bebaut. Hat man ein neues Stück gerodet, dann kommt man wieder in eine „objektiv“ gegebene neue Situation, wo abermals gegebene Möglichkeiten nur der Entdeckung harren. Blieben sie, wenn von irgendwem erkannt, unausgenutzt — was ja gewiß „möglich“ wäre — so bedeuteten sie lauter lucra cessantia an Erkenntnis und eben deshalb entgehen sie dem Geist nicht, der überhaupt forschen will: Erkenntnisgewinn und Befriedigung *können* ja vergebens locken, aber sehr starke Motive wirken stets dahin, daß sie es nicht tun. Um also ihre Richtung ausschließlich und dauernd „herrschend“ zu erhalten, müßte eine wissenschaftliche Gruppe das wissenschaftliche Arbeiten auf ihrem Ge-

biet — eigentlich auf allen Gebieten, sonst strömen Außenseiter herzu — monopolisieren. Vergangene Zeiten haben das versucht und mit dem Scheiterhaufen ihr Monopol schützen wollen. Es war umsonst — wie könnte es ohne Scheiterhaufen gelingen?

Diese Momente denn konstituieren jene in letzter Linie unentrinnbare Macht, die die wissenschaftlichen Arbeiter in Reih und Glied zwingt und eine wohl nicht geradlinige aber letzten Endes einheitliche Entwicklung als reales Phänomen erzeugt. Sie sind es, die auf diesem Gebiet das durchsetzen, was man „Logik der Dinge"[1] nennen und wovon man in bestimmtem Sinn behaupten kann, daß es von individuellem und gruppenweisem Wollen unabhängig ist. Sie bewirken, daß, je vollständiger der momentane Erfolg und je energischer die Ausschließlichkeit einer Richtung ist, um so vollständiger ihre Niederlage sein muß, weil um so größer und wertvoller die Gebiete sind, die sie vernachlässigt. So paradox es klingt: Je weniger konsequent jemals ein einheitliches Arbeitsprogramm dauernd festgehalten werden kann, um so konsequenter wird sich die Entwicklung der retrospektiven Überschau über große Zeiträume darstellen, denn aus den Reaktionen gegen die notwendigen Einseitigkeiten jedes solchen Programms ergibt sich automatisch eine viel allseitigere und folgerichtigere Ent-

---

[1] Dieser „Logik der Dinge" auf dem Gebiet der Forschung entspricht ein analoges Phänomen auf allen unterscheidbaren Gebieten sozialen Lebens, von denen die Geschichte erzählt. Freilich ist der Ausdruck sehr ungenau und leicht mifszuverstehen. Selbstverständlich handelt es sich da nicht um eine reale „Kraft", sondern um die Tatsache sehr zwingender Situationen.

wicklung als der Einzelne jemals sich ausdenken könnte. Jene Momente erklären auch, wieso es kommt, daß — so sehr der Einzelne oder eine kleine Gruppe fehlgreifen mag — eine größere Richtung des Gedankens kaum jemals einfach „falsch" sein kann, denn eine jede wurde ihren Männern von einer „objektiven" Sachlage aufgedrängt und weitaus die meisten großen Grundgedanken lagen in ihrer Einfachheit so sehr am Wege, daß sie unvermeidlich waren — wenn auch vielleicht nur als grobe Annäherungen. Deshalb ist auch eine jede größere Gedankenströmung, besonders jede von den großen Methoden, in gewissem Sinn unsterblich. Und eine jede wendet sich rächend gegen die, die sie ignorieren. Jede endlich wird, nachdem ihre Übertreibungen vorbei sind und die Reaktion gegen diese Übertreibungen ebenfalls, an irgendeiner Stelle in das Vorhandene eingefügt. Ein klassisches Beispiel für diese Logik der Dinge ist das Schicksal der historischen Rechtslehre, das sich vor unseren Augen vollzieht: Länger und ausschließlicher als irgendeine einzelne Forschungsrichtung hat diese auf ihrem Gebiet geherrscht. Vollständiger als irgendwo glaubten ihre Vertreter alles Voraufgegangene vernichtet zu haben. Plötzlicher als irgendeine stürzt sie heute hinab — bis sie jenen Punkt erreicht haben wird, im großen Meer der Soziologie, der ihrem „objektiven" spezifischen Gewicht entspricht.

Wird alles das auch in der Zukunft so bleiben?

Man braucht die Ursachen, welche die Diskontinuität der wissenschaftlichen Arbeit erzeugen, das

Abrupte, Regellose ihrer Entwicklung, und jene, welche trotzdem ein bestimmtes Maß von Kontinuität und Planmäßigkeit erzwingen, nur anzusehen, um sich überzeugt zu finden, daß beide Gruppen von Ursachen auch in der Zukunft weiterwirken werden. Was zunächst die erste von ihnen anlangt, so brauche ich ihre fünf Punkte gar nicht zu wiederholen, um das noch besonders zu beweisen. Denn zum Teil sind sie dem Wesen des Mechanismus wissenschaftlichen Lebens eigen — immer und überall z. B. wird jeder Fortschritt gruppenweise, mit Hilfe organisierender Schlagworte, ruckweise, übertreibend zustande gebracht —, zum Teil gar den Tatsachen unserer Psyche — nie wird z. B. der Einzelne oder die Gruppe mehr übersehen können als einige wenige Gesichtspunkte und kleine Stücke des Weges — zum Teil können sie ihrer Natur nach, wenn überhaupt, nur langsam verschwinden — wie z. B. die Tendenzen zur Alliierung jeder Richtung mit politischen und und philosophischen Programmen. Insbesondere werden immer Perioden vorwiegend konstruktiver und Perioden vorwiegend tatsachensammelnder und kritischer Tätigkeit abwechseln: Denn weil erstens beide Arten wissenschaftlicher Arbeit „objektiv" notwendig und fördernd, weil zweitens stets Leute beider Anlagen vorhanden sind, so müssen beide Arten stets zusammen existieren. Weil aber, drittens, auch auf dem Gebiet der Wissenschaft nicht jeder einfach für sich existiert und denkt, sondern im Einflußkreise seiner Zeitgenossen lebt und webt, so wird die Stimmung der jeweils stärksten und erfolgreichsten

Persönlichkeiten mehr oder weniger allgemein sein, und gemeinsam erfolgen daher die Schritte nach der Analyse wie nach der Tatsachensammlung — ganz wie im politischen Leben: Auch da gibt es Leute, die immer an einer Partei festhalten, wie es geborene Analytiker und „Historiker" gibt; aber dazwischen wogt eine Masse, die sich jeweils vorwiegend der einen oder vorwiegend der anderen Partei oder Richtung anschließt, um dann, eben weil das verlassene Programm inzwischen Zeit hat neu und lockend zu werden und weil man wieder „etwas anderes" haben will, nach einiger Zeit wieder zurückzuschnellen.

Wohl hat es immer Forscher gegeben, die auf einer Höhe standen, von der aus sie alles Land ringsum und nicht bloß ein einzelnes Tal überblicken konnten, die nicht bloß äußerlich und formell — was so wenig bedeutet — die prinzipielle „Berechtigung" aller Richtungen erkannten, sondern sich ihnen und ihren Ideen auch gefühlsmäßig gleich nahe fühlten und alle wirklich begriffen. Aber sie waren selten und müssen immer selten bleiben. Auf unserem Felde ist John St. Mill das glänzendste Beispiel. Er beherrschte die scheinbar unverträglichsten Strömungen und ihm blieb es erspart, von irgendeiner weggeschwemmt zu werden. Seine Werke werden bis in die fernsten Zeiten Marksteine wissenschaftlicher Entwicklung, Denkmäler ruhigster Abgeklärtheit und hohen Sinnes bleiben. Wenige Autoren kann man so freudig den Werdenden zum Studium empfehlen. Aber gerade Mill ist auch ein Beispiel dafür, daß solche Höhe auch ihre Schwächen hat: Eben weil er

soviel überblickte, drang er in keiner Richtung weit vorwärts, eben weil alle die Wege ihm offenbar waren, hat er keinen neuen gebrochen. Wieder hilft uns die Analogie mit der Politik — und es ist keine bloß äußerliche Analogie, vielmehr handelt es sich überall um die gleichen Notwendigkeiten der Dinge und die gleichen sozialpsychischen Phänomene: Der Politiker, der alle Möglichkeiten und Notwendigkeiten sieht und der sich bewußt ist, daß kein Parteiprogramm nur Wahrheit und ewige Wahrheit enthalten kann, wird von den Dingen nicht so leicht desavouiert werden, als einer der sich lodernd von Begeisterung und mit den dazu gehörigen Scheuklappen in agmen, in pulverem, in clamorem stürzt. Aber der politische Führer und Sieger ist doch der letztere — und der erstere meist nicht mehr als ein schönes Möbel eines kultivierten Salons. Der „Scholarch" hat seine Funktionen und es wäre nicht unbedenklich, ihm gerade jene moralische und intellektuelle Anlage zu wünschen, die zum Verzichten auf temporären Schulerfolg gehört. Und — was würde aus uns allen, wenn wir uns stets die Tatsache vor Augen hielten, daß wir nur Kindern gleichen, die sich am Meeresstrand ein Schlößchen aus Sand bauen, mit einem Graben rundherum und dann versuchen, das Meer in diesen Graben zu schöpfen.

Aber obgleich die Gründe jener Diskontinuität der wissenschaftlichen Entwicklung sicher fortbestehen werden, obgleich wir nicht einmal wünschen dürfen, daß sie wegfielen, so ist doch klar, daß sie labentibus annis an Stoßkraft verlieren müssen. Je breiter und tiefer der Strom des Wissens wird, um

so mehr muß er sich von Politik, wie von Philosophie entfernen — fortgezogen vom Gewicht der einzelwissenschaftlichen Arbeit — einfach infolge der Unmöglichkeit, die Beziehung festzuhalten. Das mag in weiter Ferne liegen — ich habe darüber noch einige Worte zu sagen — aber das ist unvermeidlich. Immer klarer muß ganz von selbst die Unabhängigkeit des einzelwissenschaftlichen Resultats von Politik und Philosophie, in den meisten Fällen auch seine Irrelevanz für das politische Wollen und das philosophische Deuten hervortreten. Immer deutlicher muß die Unmöglichkeit dauernder Herrschaft einer Methode und die Relativität des Wertes und der Bedeutung einer jeden werden. Immer deutlicher auch muß jeder Schule die praktische Unmöglichkeit werden, den großen Strom in ihre Kanäle zu leiten, zu welchem der Bach sozialwissenschaftlicher Erkenntnis nach und nach geworden ist. Deshalb müssen die Erschütterungen, die das Entstehen einer jeden „neuen Richtung“ mit sich bringt, immer weniger fühlbar werden. Je präziser die Probleme gestellt, je geschulter die Fachmeinungen, je unterrichteter weitere Kreise werden, um so schwieriger wird der Erfolg eitler und ungeneröser Reklame.

Wie die Gründe der Diskontinuität, so werden auch die der Kontinuität fortwirken. Aber eben die Momente, die die Prognose rechtfertigen, daß die Gründe der Diskontinuität immer schwächer wirken werden, werden die Macht der „Logik der Dinge“ fördern. Immer unentrinnbarer wird sie sich dem einzelnen Forscher und der einzelnen Richtung aufdrängen, immer geringere Seitensprünge wird sie ge-

statten, immer schneller wird die Strafe jeder Einseitigkeit und Engherzigkeit folgen: Immer unabhängiger von individueller Willkür, immer automatischer wird die Entwicklung der Wissenschaft vor sich gehen — wie die Entwicklung auf allen anderen Gebieten sozialen Seins auch. Immer weniger heftig werden Vorwärtsbewegungen und Rückschläge werden, immer größer das Gebiet methodologischer und sachlicher Communis opinio, immer weniger dicht die Staubwolken ,weniger laut die Schlagworte und Fanfaren. Immer mehr wird die Logik der Dinge durch die scharfe Kante bitterer Erfahrungen sich einschneiden in das Bewußtsein der Einzelnen und immer „folgerichtiger" wird auch das individuelle Verhalten werden — immer mehr den Charakter der Ausarbeitung des Vorhandenen annehmen.

Die Macht also, die schon bisher eine konsequente Entwicklung garantierte, muß immer stärker werden. Unter ihrem Druck wird die Wissenschaft in stetem Wechsel von Zielsetzung und Zielerreichung ins Unendliche strömen, d. h. dahin strömen ohne jede angebbare Grenze, ohne jedes „letztes Ziel", weil ein gelöstes Problem immer nur an die Tore neuer führt. So werden rastlos immer weitere Erkenntnisse und Tatsachen herausgefischt aus dem glitzernden Meer des Seins. Je zahlreicher sie werden, um so „spezieller" werden sie und um so mannigfaltiger und komplizierter die in concreto nötigen Methoden.

Liegt nun das, was wir heute tatsächlich tun, auch wirklich auf diesem Wege?

V.

Es erübrigt also noch uns zu fragen, wo wir heute stehen und was im Einzelnen von dem Stück Weg zu erwarten ist, das unmittelbar vor uns liegt. Da können wir wohl über die allgemeinen Züge hinaus- und etwas mehr ins Einzelne gehen.

Wer heute das Gebiet der Sozialwissenschaften überblickt, kann zunächst durchaus keinen guten Eindruck haben. Ich glaube kaum, daß wir uns rühmen können es herrlich weit gebracht zu haben. Und das behauptet auch niemand. Der Laie, der sich fragend an uns wendet, denkt sich nach erhaltener Antwort wohl meist: „Soviel wußte ich vorher auch.“ Man überlege, was in unseren zusammenfassenden Werken zu lesen ist und man wird sogleich wissen, wie ich es meine, wenn ich sage, daß unsere Resultate dürftig, unsere Methoden primitiv sind, und daß beide oft hinter billigen Anforderungen zurückbleiben. Jene Resultate, die in der einen oder anderen Weise weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, z. B. Resultate, die soziale Maßregeln betreffen, tragen oft das Zeichen der Verwandtschaft mit Popularanschauungen auf der Stirn. Noch schlimmer ist es, daß die angewandten Methoden oft lediglich Denkformen des Alltagslebens sind und viele Fachleute sich zeitlebens mit Arbeiten begnügen, die jeder gute Journalist auch machen könnte, wie wenn der forschende Geist sich für die Zwecke der Wissenschaft nicht wirksamere Werkzeuge geschmiedet hätte, wie wenn es nicht die Methode wäre, die den Forscher macht. Wir sehen

allenthalben ferner den naivsten Dilettantismus, dessen Produkte auch von der Fachmeinung oft gar nicht von denen ernster Arbeit unterschieden werden — wir haben Dilettantismus als anerkannte Institution: Ohne alle Schulung wendet man sich oft sorglos den schwierigsten Problemen zu und ein Gefühl der Mutlosigkeit beschleicht wohl manchen ernsten Arbeiter, wenn er sieht, wie völlig unmöglich es ist, jemand von elementaren Fehlern, die er begangen hat und die von keinem „Standpunkt" zu rechtfertigen sind, zu überzeugen. Der ökonomische Theoretiker weiß etwas davon zu erzählen: Die sogenannte Grenznutzentheorie hat die reine Wirtschaftslehre auf eine neue Grundlage gestellt und ihre Erklärungsprinzipien solange ausgebaut, bis ein ziemlich kompliziertes Ganzes entstand. Ein jedes solches Ganzes muß vor allem gelernt sein und ist nicht ohne weiteres zugänglich. Allein es hat sich bisher in Deutschland als unmöglich erwiesen, außerhalb eines engen Kreises nicht etwa eine freundliche oder auch nur eine sachgemäße Beurteilung durchzusetzen. Mißverständnisse, wie sie beim Studium eines schwierigeren Gedankengangs sich leicht einstellen, werden mit Würde und Überzeugung als ernste Einwendungen den Vertretern der Grenznutzentheorie entgegengehalten — und statt zu lächeln, klatscht die Fachmeinung oft Beifall dazu. Heute, in einer Zeit wiederum größeren theoretischen Interesses, erscheint eine solche Arbeit nach der anderen und jedesmal muß man beobachten, daß fast niemand merkt, ob der Autor die Elemente seines Gegenstands beherrscht oder nicht. Auf manchen

Gebieten, z. B. dem der Wirtschaftsgeschichte, steht es besser, auf den meisten aber schlechter.

Und doch ist es nicht gar so schlimm. Das Übel, das auf der Oberfläche so hervortritt, reicht nicht in alle Tiefen. Betrachten wir vor allem den gegenwärtigen Stand der philosophischen und politischen Invasion in das Gebiet der Wissenschaft, da das ja sicher ein wichtiger Faktor der Situation sein muß. Äußerlich sieht's da bös genug aus, und leicht könnte man glauben, daß meine Behauptung, der Forscher werde nach und nach von selbst lernen, auf Spekulation und auf Vorschriftenmachen zu verzichten, durch den gegenwärtigen Stand der Dinge nichts weniger als bestätigt würde. Gerade heute macht sich der Einfluß der Philosophie wieder mehr geltend, besonders in Deutschland. Das philosophische Interesse, in Deutschland stets einer der stärksten Faktoren des Geisteslebens, ist seit zwanzig Jahren mächtig gewachsen, nach einer Zeit verhältnismäßigen Ruhens. Sogar Hegel scheint wieder aus der Versenkung auftauchen zu wollen. Es liegt nun sowohl in der Natur der Gegenstände der Sozialwissenschaften, wie in ihrer geringeren inneren Festigkeit, daß diese Bewegung, welche die konkrete Arbeit der Naturwissenschaften ziemlich unberührt ließ, auf das sozialwissenschaftliche Gebiet übergriff. Sie macht sich besonders in der Erkenntnistheorie der Wissenschaft bemerkbar, beeinflußt die methodischen Anschauungen, zeigt gelegentlich Lust uns über das Wesen unserer Disziplinen oder gar die Wege aufzuklären, die wir einschlagen sollen. Sie tritt auch

auf dem Gebiet der Geschichts- und Kulturtheorie hervor. Allein — mit welcher Vorsicht geschieht das, wie auf dünnem Eis, im Bewußtsein jeden Augenblick einbrechen zu können, ganz ohne das Selbstbewußtsein, die „Absolutheit“ früherer Tage! In der Erkenntnistheorie nimmt der Philosoph immer mehr die Position des Forschers als maßgebend hin — ein schlagendes Beispiel in dieser Beziehung ist der Einfluß des großen methodologischen Werkes Carl Mengers auf die Erkenntnistheorie, auch die des Philosophen. Und bei Behauptungen über materielle Probleme erklärt der Philosoph sehr oft ganz charakteristischerweise, seine Behauptungen seien „nicht einzelwissenschaftlich“ gemeint. Vielfach beschränkt er sich — wenigstens prinzipiell — auf das Programm einer „Koordination der wissenschaftlichen Resultate“, was also gar nicht mehr Philosophie im spekulativen Sinn ist — und alles das in der Zeit einer Flutwelle philosophischen ardors! Der Forscher wiederum mag noch so sehr geneigt sein, vor der Philosophie zu kapitulieren, einen sachlich fühlbaren Einfluß merkt man nur selten. Logik der Dinge! Macaulay sagt irgendwo, die Entwicklung der politischen Machtverhältnisse im England der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schildernd: „Die Krone mochte noch so sehr entschlossen sein, ihre Macht auf Kosten des Parlaments auszudehnen: Dennoch, was immer sie tat, irgend etwas drängte sie stetig zurück. Das Parlament mochte noch so sehr zum Nachgeben geneigt, ja servil sein: Dennoch, irgend etwas zwang es vorwärts.“ So ähnlich steht's in unserem Fall. So steht's überhaupt

überall — weshalb man das Wollen der Handelnden nur mit großer Vorsicht als Index, mit noch größerer als Causa, des Geschehens betrachten darf.

Auch von der Diskussion dessen, was sein soll, sind wir noch nicht losgekommen. Hier ist es die Nationalökonomie, auf deren Gebiet am meisten gesündigt, d. h. politisiert wird. Daß darunter gelegentlich die wissenschaftliche Unvoreingenommenheit leiden und das Ansehen der Wissenschaft durch die Allianz mit Parteianschauungen beeinträchtigt werden muß, ist zweifellos, aber das ist noch das geringere Unglück: Viel mehr noch fällt ins Gewicht, daß der Forscher von seiner Arbeit abgezogen und verleitet werden kann, Leistungen durch Gesinnungen zu ersetzen. Doch darf man wohl darauf hinweisen, daß sich das Gebiet politisch indifferenter Forschung trotzdem immer mehr ausdehnt, auch tatsächlich die politischen und sozialen Parteien nach und nach beginnen, für immer mehr Fragen einen gemeinsamen wissenschaftlichen Boden anzuerkennen — was offenbar eine Vorstufe für die Loslösung wissenschaftlichen Forschens vom politischen Wollen ist und sie erleichtert. Dann aber haben wir die Tatsache zu verzeichnen, daß sich seit einiger Zeit in Deutschland eine starke Bewegung gegen politische Stellungnahme des Forschers als Forscher sehr bemerkbar macht. Freilich ist diese Bewegung mit einiger Reserve zu beurteilen. Zunächst empfängt sie einen Teil ihrer Stoßkraft aus einer Reaktion nicht gegen Politisieren überhaupt, sondern gegen die konkrete Parteistellung der Mehrzahl der deutschen National-

ökonomen, gegen die Stellung des Vereins für Sozialpolitik. Sodann ist die Frage, die zur Diskussion gestellt wurde, nicht die, auf die es heute in erster Linie ankommt. Die diskutierte Frage ist nämlich, ob es wissenschaftlich möglich sei, die sozialen Vorgänge nicht bloß zu beschreiben und zu erklären, sondern auch zu „werten", sie als gut und schlecht, wünschenswert und nicht wünschenswert zu bezeichnen. Allein, daß es nicht möglich ist, für alle Zeiten und alle Orte gültige Ideale zu postulieren, darüber dürften wohl die meisten einig sein. Um so mehr, als die meisten deutschen Ökonomen sich zur historischen Schule zählen und von dieser doch die Relativität aller Ideale gegenüber dem Naturrecht, dem Liberalismus usw. stets betont worden ist. Und ob es dem Forscher möglich ist, für jede gegebene historische Situation ein Ideal zu postulieren, ist eine weit weniger bedeutsame Frage. Denn ein solches relatives Ideal ist seiner Natur nach so von Bedingungen durchsetzt und derjenige, der es vertritt, hat so viele tatsächliche Behauptungen zu beweisen, daß es nie schwer sein kann ihm zu zeigen, daß nur diese Behauptungen das speziell Wissenschaftliche an der Sache sind, und daß er das Urteil selbst, welches etwas als wünschenswert bezeichnet, nicht mehr in seiner Eigenschaft als Forscher, sondern in seiner Eigenschaft als Politiker hinzusetzt, wenngleich auch dieses Urteil sich von einem populären Werturteil durch seine Tatsachenbasis zu seinem Vorteil unterscheiden mag. In diesem Sinn könnte man von einem „wissenschaftlichen Wert-

urteil" sprechen, von einem Werturteil, das zwar als solches wissenschaftlich nicht beweisbar ist, sich aber alles, was die Wissenschaft leisten kann, zunutze gemacht hat und deshalb, besonders wenn es von einer starken Persönlichkeit kommt, nicht schlechtweg ohne Interesse ist[1]. In diesem Sinn könnte also das Werturteil in der Wissenschaft immerhin eine Rolle spielen, die über bloße Erklärung der von den handelnden Individuen und Parteien tatsächlich gefällten Werturteile und selbst über die Entscheidung der Frage, ob ein gegebenes Verhalten einem gegebenen — aber nicht von dem Forscher aufgestellten — Ideal entspricht, hinausgeht. Allein darauf kommt es heute, wenn wir nur an der Erkenntnis der historischen Relativität aller Ideale festhalten, nicht in erster Linie an. Worauf es heute ankommt, ist vielmehr, daß die Gelehrtenwelt aufhöre, sich gar zu sehr mit den Fragen des Tages zu befassen. Denn die ausschließliche oder vorwiegende Beschäftigung mit praktischen Tagesfragen droht das Interesse an der Arbeit nach lediglich wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu erdrücken und damit den Fortschritt der Wissenschaft zu gefährden. Praktische Fragen geben, so wie sie behandelt zu werden pflegen, selten Anlaß zur Verfeinerung unserer Methoden oder zur Bereicherung unserer allgemeinen Resultate, sondern bestenfalls — aber meist nicht einmal das — Anlaß zu ihrer Anwendung. Vielmehr sind sie für die Wissenschaft das, was in der Produktion die primitive

[1] Wenngleich natürlich politische Acerbität einem Forscher zu Gesichte steht wie einer Frau ein Bart.

Nahrungssuche ist: Man geht in beiden Fällen direkt auf sein Ziel los, ohne erst in langer Arbeit die Werkzeuge dazu zu schaffen. Und doch ist es allein diese lange, desinteressierte, an keine praktische Anwendung denkende Arbeit, die der Wissenschaft weiterhilft. So sind denn Scharen von wissenschaftlichen Arbeitern herangewachsen, die eigentlich wissenschaftlicher Schulung ganz entbehren und allen schwierigeren Methoden, längeren Gedankengängen so gegenüberstehen, wie der Analphabet dem Faust. Solche Arbeiter sind dann jedem Schlagworte untertan, vor keiner Verirrung geschützt, und ihr Vorhandensein ermöglicht es jeder gewandten Feder, eine „neue Richtung" zu begründen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das nicht leicht und nicht schnell besser werden kann. Noch lange wird der Nationalökonom, den das spezifisch wissenschaftliche Interesse leitet, nicht auf die Stütze einer kompetenten Fachmeinung rechnen dürfen. Aber eine Gefahr möchte ich diesen Zustand nicht nennen. Denn die Wissenschaft kann vieles aushalten und schließlich wird auch das besser werden.

Wichtiger als alles das ist jedoch die Tatsache, daß es unter der Oberfläche, in der Werkstatt der einzelnen sozialwissenschaftlichen Problemgruppen um vieles besser steht, als es den Anschein hat. Welches Gebiet immer wir ansehen mögen, stets finden wir zwar all das Streiten und alle die Feuilletonistik, die alle Dinge, welche die Dornenkrone der Popularität tragen, behelligen muß, aber auch stets einen gesunden Kern ruhiger Arbeit. Das schla-

gendste Beispiel dafür ist die Soziologie. Dieser Disziplin wird oft geradezu aller wissenschaftliche Charakter abgesprochen, und wirklich — es gibt da eine ganze Masse von Publikationen, die niemand ernst nehmen kann und die wohl geeignet sind, manchem die Lust an der Soziologie gründlich zu verderben. Dennoch — überwuchert zwar von all diesem Unkraut, gibt es Weizen genug, man muß ihn nur zu finden wissen. Da hat sich im Anschluß an ethnologisches und historisches Material eine Theorie der Rechtsinstitutionen (Eigentum, Erbrecht, Ehe usw.) entwickelt, dann an diesem und anderem Material eine soziologische Theorie der großen kulturellen Wesenheiten, Sittlichkeit, Sitte, Kunst und Religion, eine Theorie des Wesens der sozialen Beziehungen, deren Summe wir „Gesellschaft" nennen und vieles andere. Ich kann das nicht näher ausführen und belegen. Aber in allen diesen Problemgruppen wurde ein Vorrat gesicherten Wissens und ein Maß der Übereinstimmung erreicht, die von weiteren Kreisen sehr unterschätzt werden.

Oder: Wer sich in der Diskussion des Phänomens der Teuerung, das uns seit einigen Jahren so sehr beschäftigt, von der Wissenschaft Rat holen will, der stößt auf ein solches Gewirre von einander widersprechenden Gesichtspunkten und Behauptungen, daß er leicht glauben kann, die Nationalökonomie wisse schlechthin nichts Positives und Sicheres darüber zu sagen, nichts wenigstens, was sich nicht jeder Laie selbst sagen kann. Aber dem ist nicht so: Weiß man nur das Dutzend kompetenter Autoren zu

finden, die es heute auf diesem Gebiet überhaupt gibt, so wird man sie bald als verläßliche Führer erkennen. Die Punkte, die unter ihnen kontrovers sind, sind durchaus nicht so zahlreich und so wichtig, daß sich nicht eine im großen und ganzen recht instruktive Antwort gewinnen ließe, die die Grundfrage völlig ausreichend erledigt, wenngleich so manches und besonders die quantitative Bedeutung der einzelnen Momente noch nicht so klargestellt ist, wie wir wohl wünschen möchten.

Oder: Wie oft hört man die Klage, daß die Nationalökonomen im Problem von „Freihandel und Schutzzoll" nicht aus und nicht ein wüßten und den fragenden Laien ganz im Stiche ließen. Zum Teil liegt das daran, daß der Laie in seinen Anforderungen oft so unvernünftig ist. Derselbe Mann, der einsieht, daß ihn sein Bankier nur in Geld- und nicht auch in Herzensangelegenheiten beraten kann, will vom Ökonomen oft eine Antwort, die in einem Satz alle die Seiten des Problems, die wirtschaftlichen, politischen, kulturellen, ethischen usw. erledigt. Fast ebenso unvernünftig ist es eine für alle Umstände, Orte und Zeiten praktisch anwendbare Antwort zu verlangen: Die Wissenschaft kann generell natürlich nur Prinzipien des Verständnisses bieten. Aber wenn man damit zufrieden sein will und sich an die richtigen Leute wendet — Marshall und seine Schüler vor allem — so wird man zwar keine einfache, sondern eine sehr komplizierte und für zahlreiche verschiedene Fälle abgestufte, aber um so befriedigendere Antwort erhalten und mit Erstaunen entdecken,

daß das hier liegende wirtschaftliche Problem im Wesentlichen gelöst und der Raum zu Meinungsverschiedenheiten ganz klein ist.

In allen diesen Fällen liegt die Schwierigkeit für den Laien nur darin, an die vorhandene Erkenntnis heranzukommen, die weit hinter den Vorpostengefechten der populären Tageskontroversen langsam vordringt und oft ganz unzugänglich ist. Ich stehe nicht an zu sagen, daß es vom Standpunkt der Interessen weiterer Kreise heute viel weniger auf neue Eroberungen als auf Durchsetzung der vorhandenen ankommt. Und selbst für die verschiedenen fachlichen Kreise gilt in bezug auf alle Gebiete außerhalb des eigenen eines Jeden ganz Ähnliches. Es ist nun einmal so, daß auch ein Fachmann auf sehr vielen Gebieten seiner Wissenschaft in keiner viel anderen Lage ist als der Laie. Die einzelnen Problemgruppen selbst von Gebieten, die man als eine Wissenschaft zu betrachten pflegt, wie z. B. der Nationalökonomie, sind methodisch und inhaltlich so sehr voneinander verschieden, daß der Einzelne so gut wie nie ein fachliches Urteil über alle hat. Und zwar ist das gerade auf sozialwissenschaftlichem Gebiet ein besonderes Übel, weil der Lehrbetrieb, vielfach auch persönliche Neigung, gleichwohl zu allseitiger Betätigung drängt. So gibt es auch in jeder fachlichen Diskussion stets ein starkes Element von „Laienmeinungen“, und so muß auch in Fachkreisen sehr vieles, das längst vorhanden ist, erst mühsam durchgesetzt werden. Die Rückständigkeit des Lehrbetriebs ist überhaupt eine solche, daß weder dem werdenden

Forscher seine Methoden noch dem werdenden Praktiker gesicherte Resultate in befriedigender Weise dargeboten werden können. Hätten die Naturwissenschaften einen solchen Lehrbetrieb, so herrschte Chaos auch bei ihnen. Sowie das einmal überwunden sein wird, werden die Sozialwissenschaften nicht nur ganz andere Fortschritte machen, sondern es wird sich auch das, was sie bis heute geleistet haben, ganz anders ausnehmen.

Unter der Oberfläche also sieht es nicht so schlimm aus. Durchdringt man erst den Wirrwarr und den Lärm, der zuerst so in die Sinne fällt, so bietet sich ein viel erfreulicheres Bild, ein Bild ernster und nicht erfolgloser Arbeit. Zahllose kleine Gruppen sehen wir da auf allen den Gebieten der Sozialwissenschaften, die alle ihre eigensten Probleme mit dem Werkzeug spezieller, gerade nur auf diese Probleme passender, Auffassungsweisen attaquieren und gewiß langsam aber unaufhaltsam Boden gewinnen. Wohl haben sie alle kaum Zusammenhang untereinander und nicht viel Verständnis füreinander — alle diese Historiker und Soziologen und Sozialpsychologen und Männer „reiner“ Theorie, die alle wieder in Untergruppen zerfallen, von denen dasselbe gilt, wie z. B. Wirtschafts- und Politikhistoriker, und selbst wie Historiker einer Zeit, eines Orts, einer Materialgruppe und Historiker einer anderen Periode, eines anderen Landes, einer anderen Art von Material —, wohl ist es schwer für den Laien, in jedem Fall, bei jedem Problem und jeder Seite jedes Problems, die richtigen Leute zu finden. Sie alle verfolgen Wege und

kommen zu Resultaten, die durch die Notwendigkeit der Dinge vorbestimmt, jeweils unmittelbar vor ihnen liegen und haben praktisch nie allzuviel Wahl sowohl was Methoden, wie was Probleme betrifft. Sie alle leisten Echtes, und immer größer wird in jeder Gruppe die communis opinio, immer kleiner das Feld der prinzipiellen Differenzen.

So wenig es auf den ersten Blick so scheint, so liegt die Gegenwart der Sozialwissenschaften daher durchaus auf der Linie der Entwicklung, die wir früher charakterisiert haben. Der Druck der gleichen Notwendigkeiten, der sie dahin gebracht hat, wird sie auf dieser Linie weiterschieben. Und für die nächste Zukunft kann man wohl noch Genaueres sagen. Als Beispiel diene uns die ökonomische Theorie im engsten Sinn, weil sie am besten ausgearbeitet ist und noch aus einem anderen Grunde: Je mehr Wasser unsere Flüsse hinabströmt, desto mehr wird sowohl die Tatsachensammlung an sich und ohne Hinblick auf einen bestimmten theoretischen Zweck wie auch die Gestaltung dieser Tatsachen um ihrer selbstwillen, wie sie die Geschichtsschreibung betreibt, vom Wege der Sozial*wissenschaften* abrücken und desto klarer wird der analytische Zweck aller Wissenschaft — das spezifisch wissenschaftliche Interesse an der *generellen* Wahrheit — auch bei uns hervortreten. Alle Sozialwissenschaft — abgesehen von ihren Anwendungen natürlich — wird sich, das Wort in sehr weitem Sinn genommen, in „Theorie“ verwandeln, richtiger gesagt, in eine sehr große Anzahl von Theorien, in eine Masse von Versuchen der gedank-

lichen Durchdringung der Elemente der sozialen Welt. Und deshalb hat das Beispiel einer solchen Theorie eine über ihr Schicksal hinausreichende Bedeutung.

Bei der ökonomischen Theorie nun ist es besonders klar, nicht nur daß sie in jener angedeuteten Entwicklungsrichtung sich tatsächlich bewegt, sondern auch daß die allgemeine Tendenz dieser Entwicklungsrichtung einerseits und die besondere Situation, in der die Theorie angelangt ist, andrerseits uns auf ihrem Feld ganz bestimmten Problemen gegenüberstellt, die „objektiv" da sind, denen wir nicht ausweichen können und deren Vernachlässigung die Zukunft gutmachen würde — uns dabei gründlich die Wahrheit sagend. Der weitere Weg führt logisch über sie und, was immer wir tun und uns denken mögen, er wird gegangen werden und zu neuen, ebenso präzisen und zwingenden, konkreten Situationen führen.

John B. Clark hat einmal gesagt, auf dem Gebiet ökonomischer Theorie im engsten der vielen Sinne dieses Worts gäbe es heute nur wenig Raum zu Differenzen mehr, und ein andermal, die heutigen Lösungsversuche auch des schwierigsten der Probleme, die es da gibt, des Zinsproblems, könnten nicht weit von der Wahrheit sein. Wer dem Gebiet fernsteht, dem mag das ein Paradoxon sein, für jene, die jeden seiner Winkel kennen, ist es kaum mehr als selbstverständlich. In der Tat, das Gedankenelement, das vor vierzig Jahren neu hinzukam, die „Grenznutzentheorie", unterwirft sich unaufhaltsam alles

Terrain innerhalb dieser Disziplin, gestaltet sie langsam nach seinem Gesichtspunkt um, und das ihm Widerstrebende schwindet immer mehr. Der Boden der großen Grundprinzipien ist also weitaus den meisten Theoretikern von Fach gemeinsam, und lebensfähige Versuche davon abzuweichen, haben die letzten Jahrzehnte nicht gebracht. Wenngleich auch mancher tüchtige und kompetente Mann der Versuchung nicht widerstehen konnte, seine Beiträge zum Detail in die Form von prinzipiellen Reformen zu kleiden, ist also hier, zum erstenmal auf sozialwissenschaftlichem Gebiet, annähernd das erreicht, was die Voraussetzung zu allem Vordringen zu wirklich wertvollen Einzelresultaten ist, und was wir auf Grund unserer früheren Erörterungen als eine für jede Disziplin unvermeidliche Entwicklungsstufe erkennen können, die — natürlich nur jeweils provisorische — Einigung in den Fundamenten jedes Problemkreises.

Allein an die gelösten — natürlich nur für gerade unseren Tag im Leben des forschenden Geistes gelösten — Probleme schließen sich unmittelbar andere an, an die man stößt, sowie man die Lösungen der ersteren gemeistert hat, weil sie logische Fortsetzungen derselben sind, an die man heran muß, wenn man Arbeit leisten und über neuen Grund kommen und sich nicht damit begnügen will, die Räder unserer geistigen Maschine sich an Ort und Stelle drehen zu lassen. Die weiteren Probleme stehen im Verhältnis von Ausarbeitungen, Spezialisierungen, Konkretisierungen zu den gelösten, sie verhalten sich zu ihnen, wie das Fördern von Erz zum Bau der Schachte.

Teilen wir sie der Übersicht halber in drei Gruppen: Erstens ist die Formulierung, welche die Ersten im Felde der modernen Theorie, ihren Erkenntnissen wie ihren Grundlagen, gegeben haben, natürlich nicht das letzte Wort der Sache: Alle ihre Gedankengänge und Beweismethoden werden zu neuen Problemen für die weitere Arbeit, die sie langsam bessernd und verfeinernd schließlich umbilden muß. Als ein Beispiel für diese Richtung sei auf den Unterschied hingewiesen zwischen der neuesten Theorie des ökonomischen Gleichgewichts und den Grundformen der Grenznutzentheorie, auf welchen jene beruht — etwa auf die Unterschiede zwischen Menger und Pareto. Zweitens sind die gewonnenen Grundgedanken zu Werkzeugen zu machen für Spezialuntersuchungen. Wir haben z. B. eine Lohn- und wir haben einen großen Fonds an Übereinstimmung innerhalb der Zinstheorie. Aber mit der Erkenntnis des Wesens dieser Erscheinungen ist nicht alles getan. Vielmehr eröffnet sich sofort eine Fülle weiterer Fragen nach den Bewegungsgesetzen, den gegenseitigen Beziehungen von Lohn und Zins, nach den Wirkungen der Eingriffe außerwirtschaftlicher Mächte auf sie usw. Da werden die Grundgedanken erst fruchtbar. Hier gilt es fortzufahren z. B. auf den Bahnen Böhm-Bawerks oder Edgeworth' und anderer. Drittens geht die Theorie von Tatsachen aus, die sie der Alltagserfahrung entnahm und soweit präzisierte, als es für ihre fundamentalen Resultate notwendig war, z. B. von der Tatsache, daß die Intensität der Nachfrage nach weiteren Mengen eines Gutes mit der Größe des

Vorrats sinkt, den man schon davon hat. Aber für speziellere Zwecke reicht das nicht aus und so können wir uns nicht begnügen gerade bei diesem Maß von Wissen über die Gestalt der „Nachfragekurve" stehen zu bleiben. Vielmehr müssen wir durch Einführung weiterer Daten, namentlich statistischer Natur, Näheres zu erfahren suchen, und das wird dann auch zu zwar innerhalb des vorhandenen fundamentalen Rahmens liegenden, aber in ihrer größeren Spezialisierung neuen Resultaten führen. Oft auch hat die Theorie über die Formen der Dinge überhaupt keine Annahmen gemacht, und hier kann aus statistischem Material die Basis für neue theoretische Entwicklungen gewonnen werden. Endlich sind wir heute nur ausnahmsweise in der Lage einander entgegenarbeitende Momente gegeneinander quantitativ abzuwägen, z. B. die Größe der Vor- und Nachteile, welche die einzelnen Wirtschaftssubjekte von einer wirtschaftspolitischen Maßregel, etwa einem Zoll, erfahren. Immer gibt es da Vor- und Nachteile, und heute kann die Ökonomie meist nur die Natur derselben angeben, nicht auch, ob ein Saldo von Vorteil oder ein Saldo von Nachteil vorliegt. Aber diese Frage ist da. Sie kann oft schon durch Ausarbeitung der Theorie — ohne jede neue Anleihe von Tatsachen — beantwortet werden. Oft aber erfordert ihre Beantwortung ein Einarbeiten von Tatsachen in die Theorie. Dieser Weg ist steinig. Auf ihm treffen wir die größten Schwierigkeiten sowohl der Theorie wie der modernen statistischen Methoden. Aber er führt, obgleich das nächste Vordringen auch mit dem

größten Kraftaufwand nur langsam erfolgen kann, zum großen, leuchtenden Ziel strikter Berechenbarkeit vieler Dinge im Völkerschicksal.

Auf diesem Weg sind uns Engländer, Italiener und Amerikaner weit, weit voraus, und wir sind in Gefahr, hoffnungslos zurückzubleiben und eines Tages rat- und verständnislos vor einem gewaltigen Gebäude zu stehen, dessen Existenz kein kritisches Achselzucken wegschaffen kann, so sehr wir einander dadurch trösten mögen. Aber dieser Weg ist — und nur darauf kommt es an — tatsächlich betreten. Nur kleine Scharen rücken auf ihm vor, aber es sind Kerntruppen. Und er liegt — so unsere früheren Ausführungen exemplifizierend und verifizierend — ganz in der angedeuteten Entwicklungsrichtung.

Hier nur kann geleistet werden, wofür uns wirklich die Dankbarkeit künftiger Generationen sicher ist, sooft wir — was unvermeidlich ist — im Gewirre der Schwierigkeiten fehlgreifen werden. Nun bitte ich aber sehr, mir nicht etwa zu imputieren, daß ich behauptet hätte, das Erwähnte sei „alles" an der Nationalökonomie im weiteren Sinn. Ich habe nur ein Beispiel herausgegriffen und weiß so gut als einer, daß schon die Volkswirtschaft, noch mehr natürlich das Ganze des Völkerlebens von Dutzenden von anderen Standpunkten in anderem Licht betrachtet werden muß. Nur meine ich, daß für jeden dieser Standpunkte, mutatis mutandis, Ähnliches gelten und die wissenschaftliche Arbeit schließlich und endlich ähnliche Formen annehmen muß — die Formen theoretischer tatsachengenährter Detailarbeit, wenn-

gleich wohl ohne die scharfe quantitative Spitze, die ja auch bei der reinen Ökonomie nur in der Ferne aufblitzt.

Nur so kann und nur so wird eine jede Wissenschaft fortschreiten, vom Punkte, an dem die heroische Zeit einmal überwunden und eine neue Epoche begonnen ist, in der der Dilettant — und sei es auch im besten Sinne dieses Worts — seine Funktion und mit ihr seine Existenzberechtigung verloren hat. Ob wir uns darüber freuen sollen, daß jener Punkt für einige Sozialwissenschaften erreicht, für andere in Sicht ist? Darauf kann ich zunächst nur antworten, daß es auf alle Fälle besser ist, einem unentrinnbaren Schicksal freudig entgegenzusehen als griesgrämig. Ferner, daß eine solche Frage bezüglich neuer Phasen einer Wissenschaft vielleicht ebensowenig Sinn hat als bezüglich neuer Phasen des politischen oder sozialen Lebens: Von einem höheren Standpunkt aus gesehen hat jeder Tag seine Arbeit und jeder Tag sein Licht, mag auch dem einen von uns jener, dem anderen dieser Tag besser behagen. Aber ich hüte mich jene Frage einfach mit Ja zu beantworten. Denn sicher verliert die Wissenschaft etwas sehr Schönes je weiter sie kommt auf ihrem Wege: Den Charme des literarischen Spiels, das in unserem Fall noch viel gewinnt durch die politischen und philosophischen Extratouren. Und für viele muß der Übergang zu härterem training schmerzvoll sein, vielen muß dabei etwas entgleiten, was sie sehr wert hielten. Doch ein paar Trostgründe kann ich bieten.

Vor allem — überschätzen wir nicht jene Flut

von Schlagworten, welche stets einer Prognose wie der meinen entgegenrollt: Daß das Epigonentum, Fachsimpelei, Engherzigkeit usw. predigen heiße. Wohl verteidigt sich damit gelegentlich auch ein ungebärdiges Genie. Selbst ein solches aber täte besser, sich Goethes Wort (Gespräche mit Eckermann 13. Dezember 1826) zu Herzen zu nehmen: „Der junge Mann hat Talent; aber daß er alles von selbst gelernt hat, deswegen soll man ihn nicht loben, sondern schelten. Ein Talent wird nicht geboren, um sich selbst überlassen zu bleiben, sondern sich zur Kunst und guten Meistern zu wenden, die dann etwas aus ihm machen.“ Und ein Untergrund von Handwerkersinn ist gerade zum Erreichen des Höchsten, gerade um höchste Kraft fruchtbar zu machen nötig — Goethe hat sehr viel davon gehabt, das war eine der Wurzeln seiner Größe. Aber meist verbirgt sich nicht Kraft, die keinem Zügel sich fügen kann, sondern Schwäche hinter solchen Schlagworten, nicht Fülle, die nicht zu bändigen ist, sondern Armut. Solche Schlagworte sind überwiegend nicht Stoßseufzer des Genies, sondern die letzte Selbstverteidigung siechenden Dilettantismus. Epigone ist, wer die Gedanken des Meisters wiederholt oder in ein System bringt, nicht aber, wer die Waffe aus der erstarrenden Hand des Meisters nimmt, um neue Wege damit zu bahnen. Für den sind die Taten der Meister nur Vorarbeit. Und der Weg, auf dem meines Erachtens die Sozialwissenschaften schließlich vorwärts müssen, erdrückt nicht das Genie: Es sind nicht untergeordnete Aufgaben, wie etwa Sammel- oder andere Handlanger-

arbeiten, die da zu leisten sind. Vielmehr gibt es da Aufgaben, an denen auch höchste Kraft und höchste Originalität sich in höchstem Glanz bewähren kann, ja vielleicht sage ich richtiger, daß erst hier höchstes wissenschaftliches Talent ungehemmt von Vorfragen, wirklich zeigen kann, was es vermag. Gerade dann erst, wenn eine Gruppe gleichgeschulter Arbeiter, von denen sich keiner mehr auf prinzipielle Bedenken ausredet, der harten Felswand gegenübersteht, können sich die verschiedenen Härtegrade der Geister zeigen in einer Weise, die niemand mehr in Zweifel ziehen kann. Und wenn auch weitere Kreise die Schwierigkeit eines Schrittes oder die Größe eines Erfolgs immer weniger zu beurteilen verstehen werden und ihr Beifall sich besonders an jene Individuen knüpfen wird, die gerade an einem auffälligen Markstein stehen oder unter deren Axt gerade ein größeres Stück des alten Gerüstes der Wissenschaft mit lautem Gepolter einstürzt, um ein neues Gerüst dem Auge der Öffentlichkeit bloßzulegen — so wird dafür immer sicherer dem erfolgreichen Arbeiter der schönste Lohn winken, den es nach der eigenen Befriedigung im Reiche des Gedankens gibt, die Huldigung kompetenter Kampfgenossen.

Überschätzen wir auch nicht die Schrecken der Arbeitsteilung. Auch vor ihr fürchtet man sich oft mehr als billig. Ist es gleich wahr, daß auf allen Gebieten des modernen Lebens die Arbeitsteilung den Menschen geistig verkrüppelt, und daß ihr Produkt der „Berufsmensch" außerhalb seines Berufs meist ein herzlich uninteressantes Subjekt ist, ist es gleich

wahr, daß es auch auf dem Gebiet der Wissenschaft schön wäre, wenn wir uns frei vom Geschirr der fachlichen Methoden nach Lust und Laune umher tummeln könnten nach allem haschend was uns freut, von allem plaudernd, was uns einfällt, so ist es doch ebenso wahr, daß nur arbeitsteilige Facharbeit uns weiterführen kann, wenn uns das nicht genügt, was sich so ohne weiteres erhaschen läßt. Wer gegen wissenschaftliche Arbeitsteilung kämpft, der täuscht sich über den Wert der Alternative, die er uns bietet. Mag er sich in noch so prächtige philosophische Mäntel hüllen, er hat uns nur ärmliche Gaben zu schenken. Wem die trockenste analytische Kausalkette leuchtet, wer den feinsten Reiz spezifisch wissenschaftlicher Arbeit erfaßt, der verliert sehr bald den Geschmack an jenem Antichambrieren vor den wahren Problemen, zu dem ein jeder verurteilt ist, der der intellektuellen Situation unserer Zeit nicht ins Auge blicken und sich mit ihr nicht abfinden will. Mitunter stellt man die Sache so dar, wie wenn jeder, der so argumentiert wie ich es tue, ein Finsterling wäre, der moralisch im „Fach“ ertrunken ist. Das mag gelegentlich die richtige Antwort sein. Aber sie ist es nicht immer. Nicht deshalb, weil ich weite Vistas nicht zu schätzen wüßte, argumentiere ich so, sondern weil jene konkreten Visten, die uns heute geboten werden, so dürftig sind. Wer sich mit Worten nicht berauschen will, muß erkennen, daß nicht etwa bloßes Detail, sondern das Wesen der Dinge uns auf dem Weg zu solchen Visten verloren geht. Er mag all jenes Sehnen fühlen, das auf diesen

Weg drängt und doch nicht die Augen vor der Tatsache schließen wollen, daß in unserer intellektuellen Situation dieser Weg für die Wissenschaft immer ungangbarer wird. Was in dieser Beziehung dem Forscher als Forscher noch blühen kann, das ist die Ahnung der großen Züge des Geschehens, die sich in präziserer Form gerade nur am Einzelnen und durch das Einzelne offenbaren. Diese Ahnung ist alles. Aber sie ist viel mehr, als jene Sammlung von Gemeinplätzen, die das klägliche Resultat synthetischen Wollens sein muß, das sozusagen mit Nachsicht der Taxen vordringen will. Ernster tiefschürfender Arbeit am Einzelnen erschließt sich von selbst, was heute nicht mehr erstrebt werden kann. Frühere Zeiten, denen eine Hypostasierung der Dinge auf metaphysische Worte genügte, um alle Fragelust zu befriedigen, waren in einem Sinn besser daran. Wem das heute genügt, ist ebenfalls besser daran. Wem es nicht genügt, der muß weiter auf dem analytischen Weg — auch wenn er sich über dessen Möglichkeiten durchaus keinen Täuschungen hingibt.

So wenig wie vor der Arbeitsteilung und dem Spezialproblem fürchte man sich vor jenem Gespenst, das „subjektivistische Kultur“ heißt. Die Kultur unserer Zeit ist — und zum Teile, wenn auch nicht ausschließlich, infolge der Arbeitsteilung — zerklüftet, labil, ohne Zentren, arm an Allgemeingültigem (= für viele Wertvollem, nicht etwa = allgemeingültiger wissenschaftlicher Erkenntnis). Das ist wahr. Und jene Entwicklung der Wissenschaft, die ich hier skizziere, muß die Klüfte erweitern. Allein

hat das nicht auch seine guten Seiten? Ist es nicht Reichtum, wenn auch unbeherrschbarer, an Standpunkten, Lebensinhalten, Weltauffassungen? Schenkt das nicht jedem gerade die Welt, die ihm die schönste ist? Ist etwa die Alternative — ihre Möglichkeit vorausgesetzt — ein Ideal, vor dem sich alle beugen müßten? Übrigens, wir dürfen die Einheit und die „Objektivität" vergangener Kulturen nicht überschätzen. Die „Kulturkreise" waren früher enger — das für „kulturelles Leben" in Betracht kommende alte Rom hätte man zur Not in ein einziges Theater pferchen können — und innerhalb derselben die Lebensverhältnisse homogener. Aber das ist auch alles. Darüber hinaus dürfte es nicht so zweifellos sein, daß wir von „nichtsubjektivistischer" Kultur z. B. im alten Griechenland sprechen können. Und die Höhepunkte antiker wie neuerer Kultur—waren sie nicht stets durch das Ausbrechen des Individuellen, Subjektiven aus früheren festen, einheitlichen Kulturformen charakterisiert, so unangenehm diese Wahrheit unserer Beamtenphilosophie klingen mag? Gab es, kurz gesagt, jemals wirklich unsubjektivistische Kulturen außerhalb von Hottentottenkrals?

Je aufrichtiger wir unserer intellektuellen Situation ins Auge sehen, je sorgfältiger wir — als Männer der Wissenschaft — das einzelne Theorem als intellektuelle Grundlage achten, um so fruchtbarer wird die Epoche für uns sein, die vor uns liegt. Es ist eine Epoche konstruktiver Lust, keine kritisch-sammelnd gestimmte, darüber kann kein Zweifel sein. Ihr Inhalt ist durch jene Strömung gegeben, die ich früher als

„Soziologisieren" bezeichnet habe, jene Tendenz nach dem Begreifen von möglichst Vielem an uns, von Recht, Religion, Moral, Kunst, Politik, Wirtschaft, ja selbst von Logik und psychischen Erscheinungen, aus der Soziologie heraus. Die Analyse des Kulturphänomens ist der Leuchtturm, auf den ganze Flotten verschiedensten Charakters auf den verschiedensten Kursen zusteuern. Und eine Epoche, die dem 18. Jahrhundert in Vielem gleicht, kündigt sich an.

Zu einem solchen Sturmlauf hat unsere Zeit wohl manche Qualifikationen: Erstens ist da die Frucht einer vorwiegend der Detailforschung, Kritik und Materialsammlung gewidmeten Periode zu nennen, die vor uns objektive Möglichkeiten der Analyse ausbreitet, die noch junge Vergangenheit nicht hatte und die nur zum geringsten Teil ausgebeutet sind. Da gibt es viel zu tun und fast könnte man sagen, daß selbst verfehlte Gestaltung dieses Materials besser ist als keine, denn wenn es erst einmal zu sprechen begonnen, wird sich jeder Fehlgriff von selbst korrigieren — bis dahin aber lebt es ein Schattendasein. Zugleich ist dieses Material ein wirksamer Damm gegen Ausschreitungen: In vielen Dingen w i s s e n wir einfach, wo das 18. Jahrhundert nur vermuten konnte, und in vielen anderen ist der Analyse ein ganz bestimmter Weg gewiesen. Zweitens unterscheiden sich unsere theoretischen Hilfsmittel nicht weniger von denen der Vorzeit wie unsere Materialien. Da sind viele Wege gebahnt, auf denen es frisch vorwärtsgehen kann. Drittens kommt Hilfe von außen in Betracht: Die Biologie hat uns

schon manch schönes Geschenk gemacht — das uns nur der Mißbrauch, den wir selbst damit trieben, verleiden kann —, von der Anthropologie haben wir auch einiges erhalten, Physiologie und Psychophysik werden uns vielleicht ebenfalls manches bieten. Und viertens — so laut als jemals wird zwar um Methoden gestritten, aber nur an der Oberfläche. In den Tiefen der wissenschaftlichen Arbeit haben eine Reihe von Gegensätzen in aller Stille ihre Schärfe, in einzelnen Fällen ihre ganze Bedeutung verloren. Um ein Beispiel anzuführen: Die vor zwanzig Jahren noch so lebhafte Theoriefeindlichkeit hat abgeflaut und was unüberbrückbarer Gegensatz schien, ist reduziert auf den ja begreiflichen Gegensatz verschiedener Arbeitsweisen, die verschieden veranlagten Geistern zusagen und verschiedene Denkgewohnheiten mit sich bringen. Manch hinderndes Vorurteil ist weggefallen, und wer heute überhaupt „kämpft", der hat meist noch nicht verstanden: Das setzt viel Kraft frei, die sich früher im Streiten verbrauchte.

So sind die objektiven Bedingungen eines konstruktiven Aufschwungs zweifellos gegeben. Seit langem schon fühlt man seinen Hauch. Er wird seine flüchtigen Triumphe und seine dauernden Erfolge haben und dann versagen, wie die vor ihm kamen und die nach ihm kommen werden. Und während der Flut wie während der folgenden Ebbe wird die Arbeit am Detailproblem auf allen Gebieten ihren Weg gehen. Bleiben kann — soweit überhaupt etwas bleibend sein kann — nur was mit ihr in Fühlung ist, was auf ihr

beruht. Das andere fällt, sowie die Stimmung vorbei ist und die Hitze des Tages, in die Hände künftiger Richter, die, wenn wir der Erfahrung des abgelaufenen Jahrhunderts und unserer Zeit vertrauen dürfen, wohl oft irren — aber niemals in der Richtung der Milde.

In solchen konstruktiven Epochen wird die wissenschaftliche Arbeit von besonderem Glanz umstrahlt. Das sind Zeiten der Ernte, in denen langsam aufgehäufte Schätze an das Licht und in das Bewußtsein treten. Es liegt nur an uns die „Epoche der Kulturtheorie“ so groß zu machen wie die des Naturrechts — ihre leibliche Mutter — war. Wie schade wäre es, wenn wir unsere Kraft und unsere Chance vergeuden wollten, weil wir von der Vergangenheit nicht lernen wollen. Wie schade, wenn wir das, was das Schicksal uns auf den Weg streut, verdürben, weil wir die wissenschaftlichen Mittel, die wir ja haben, verachten. Wie schade, wenn wir nach Phrasen haschen wollten, Richtungen vernichten oder begründen, Philosophien machen, während uns die Sonne zu anderem Werke scheinen kann!

Eine solche Mahnung drängt sich leider auf. Ein Beispiel von vielen: Wo man von Kultur spricht, da liegt die Idee der Entwicklung nicht fern. Wirklich haben wir schon eine ganze Literatur über Entwicklung oder Fortschritt oder unter ähnlichen Titeln. Und kaum weiß ich unerfreulichere Lektüre — selbst auf sozialwissenschaftlichem Gebiet dürften kaum irgendwo solche Orgien der Phraseologie gefeiert worden sein. Den großen Lehrern des Naturrechts ist es

schlecht gegangen vor dem Gericht der Nachfolger — wie soll es uns gehen, wenn wir dergleichen treiben?

Sonst aber — deswegen weil wir sicher Fehlgriffe machen werden, würde ich niemand davon abraten sich in den Strom der konstruktiven Stimmung zu stürzen. Fehlgriffe können sehr ehrenwert sein, ehrenwerter als unfähige Korrektheit, nur müssen sie danach sein. Unsere Zeit will ihren „run“ haben, so habe sie ihn denn und freue sich daran! Sind wir auch ungeneröser Kritik sicher, so ist es dafür auch sicher, daß Echtes, das wir leisten, nicht untergehen kann. Ob die nach uns kommen, uns loben oder desavouieren, mit oder ohne Wollen setzen sie unsere Arbeit fort.

Nachwort.

Diese Skizze entstand aus einem Vortrag, der am 21. November 1911 im Kreise des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz gleichsam als Abschiedsvorlesung gehalten wurde. Ich stand dem Verein während meiner Czernowitzer Tätigkeit sehr nahe und freute mich aufrichtig des Ernstes und der Energie, mit dem er großen Schwierigkeiten zum Trotz seiner Aufgabe nachlebte, ein Sammelpunkt sozialwissenschaftlichen Interesses und ein Verbreiter sozialwissenschaftlicher Bildung zu sein. Deshalb wollte ich den Wunsch des Vereins nach Publikation des Vortrags nicht abschlagen. Auf Anregung der Verlagshandlung habe ich jedoch versucht, die in jenen vierzig Minuten entwickelten Gesichtspunkte auszugestalten und auf eine breitere Basis zu stellen.

Graz, Weihnachten 1914.

Schumpeter.



Inhaltsverzeichnis.

Piererschе Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Die Parteien der Deutſchen in Öſterreich
vor und nach dem Weltkrieg.

Von
Dr. Emil Pferſche,
Hofrat und Prof. der Rechte in Prag.
Preis 80 Pf.

Vaterland und Sozialdemokratie.

Von
L. Radlof.
Preis 1 Mark 50 Pf.

„Solche Schriften wie die Radlofs ſind die wichtigſten Mittel zur Herbeiführung des ſozialen Verſtehens; ſie ſind im eminenten Sinne ſtaatserhaltende Handlungen, deren Veranlaſſer und Helfer im Prytaneion geſpeiſt werden müßten.“ Werner Sombart.

Deutſch-Öſterreichiſche Politik.
Studien über
den Liberalismus und über die auswärtige Politik Öſterreichs.

Von
Richard Charmatz.
(1907) Preis 8 Mark.

Öſterreichs Finanzen und der Krieg.

Von
Franz Meiſel,
Hofrat in Prag,
und
Arthur Spiethoff,
Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der deutſchen Univerſität Prag.
Preis 80 Pf.

„Ich habe ſelten in einer kurzen Broſchüre von 36 Seiten ſo viel vollendete realiſtiſche Sachkenntnis mit ſo reifem Urteil und politiſch und finanziell ſo klugen Vorſchlägen vereinigt gefunden. Möge ſie durch weiteſte Verbreitung die breiteſte Aufklärung ſchaffen.“ Guſtav Schmoller.

Das öſterreichiſche Staatsſchuldenweſen
von ſeinen Anfängen bis zur Jetztzeit.

Von
Dr. Max Reinitz.
Preis 5 Mark.

Neue Freie Preſſe: „Das mit umfaſſender Sachkenntnis populär geſchriebene Büchlein bietet in leichtverſtändlicher Darſtellung die Entwicklungsgeſchichte des öſterreichiſchen Staatsſchuldenweſens ſeit zwei Jahrhunderten. . . .“

Reichspoſt (Wien): „. . . Im Jahre der großen ſtaatlichen Anleihen und Finanzoperationen wird dieſe Schrift beſonderem Intereſſe begegnen, wobei dem Buche die leichtverſtändliche Darſtellung zuſtatten kommt. Die Arbeit bringt ſonſt unbekannte und ſehr intereſſierende Details und kommt zu dem Ergebnis, daß die Verſchuldung Öſterreichs im Verhältnis zum Kapital und zur Kopfzahl der Bevölkerung keine allzu hohe iſt. . . .“

Der Actionär (Frankfurt a. M.): „. . . Man darf dem Verfaſſer zugeſtehen, daß er ſeinen Stoff nach allen Richtungen meiſterlich beherrſcht. Die Lektüre wird für jeden Volkswirtſchaftler einen ungetrübten Genuß bilden.“

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21286 6963

